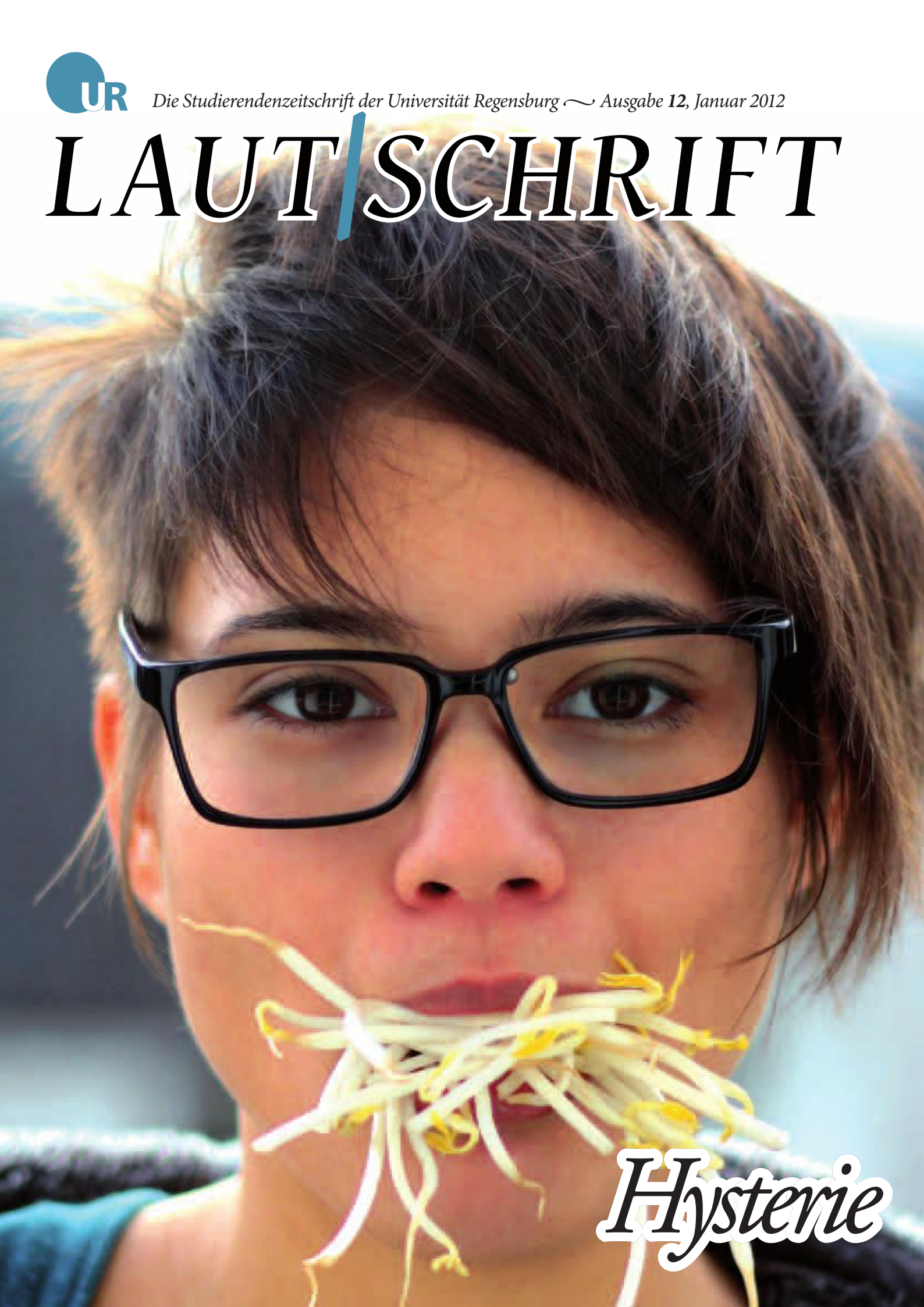




Die Studierendenzeitschrift der Universität Regensburg ~ Ausgabe 12, Januar 2012

LAUT/SCHRIFT



Hysterie

Natürlich für die **UMWELT**

Die REWAG setzt konsequent auf erneuerbare Energien. Der Wald-Windpark Fasanerie und die Biogasanlage Kallmünz liefern rund 44 Millionen Kilowattstunden regenerativen Strom jährlich. Natürlich mit gutem Beispiel voran: Ihre REWAG.

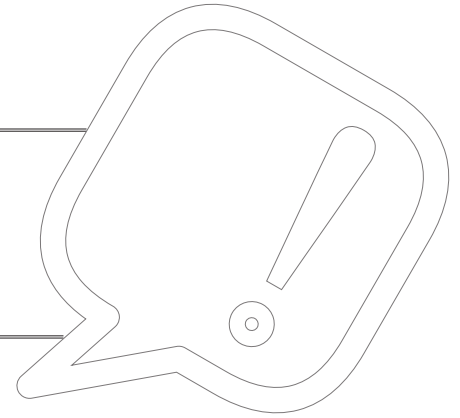
Genau der Richtige für Sie:
rewario.strom.natur: REWAG-Strom aus
100% erneuerbaren Energien.

Immer für Sie nah!

REWAG

www.rewag.de

Editorial



Liebe Leserin und lieber Leser!

Was macht dich hysterisch?

Viele, denen wir diese Frage gestellt haben, haben mit einer präzisen Abgrenzung des Begriffs »Hysterie« gerangelt, haben versucht, ihn von seinen engen Verwandten Panik, Aufruhr, Überreizung, Aufregung oder emotionale Überspanntheit zu unterscheiden. Was bedeutet Hysterie für uns heute wirklich?

Noch zu Beginn des 20. Jahrhunderts war die Hysterie ein rein feminin attribuiertes Phänomen. Die deutsche Schauspielerin und Sängerin Hildegard Knef hat einmal behauptet, brülle ein Mann, sei er dynamisch, brülle eine Frau, »ist sie hysterisch«. Eine weniger feministische Sichtweise hatte vor etwas mehr als hundert Jahren der österreichische Philosoph Otto Weininger, der nicht eine gesellschaftliche, sondern eine biologische Determination hinter der Verhaltensweise sah. Er interpretierte die Hysterie 1903 als »eine organische Krisis der organischen Verlogenheit des Weibes«. Hysterie war eine Frauenkrankheit. Seitdem hat sich einiges getan. Zwar wird das Gefühl »hysterisch« auch heute noch häufig weiblich konnotiert, die Emanzipation der Frau hat sich dennoch auch in der offiziellen Hysterie-Definition niedergeschlagen. Heute ist Hysterie weit mehr als weibliche Gefühlsekstase und selbstvergessene Teenie-Idol-Vergötterung. Sie ist auch mehr als das, was sich hinter dem medizinischen Fachbegriff versteckt, also mehr als eine psychische Störung, mehr als eine Form der Neurose oder ein Verhalten, das aus Affekten entsteht.

Viel öfter wird der Begriff heute umgangssprachlich verwendet. Hysterie ist ein gesellschaftsdurchdringendes Phänomen, ein Massenphänomen geworden: Beinahe täglich taucht das Wort in den Tageszeitungen auf. Es liegt Politikern auf der Zunge, wenn sie sich wie Rainer Brüderle zum Gefühlszustand der Deutschen nach Fukushima äußern. Experten und Analysten beschwören es herauf, wenn es darum geht, dem panischen Tohuwabohu der Finanzmärkte einen Namen, eine Beschreibung, eine Erklärung zu geben. Und wir Bürger lassen uns von den Medien in Aufruhr versetzen, lassen uns verrückt machen, wenn mit potentiellen Gesundheitsgefährdungen so auf uns eingedroschen wird, dass wir aufhören Gurken oder Tomaten zu kaufen. Mit was verbindest du die Sprossen auf unserem Titelbild?

Hysterie ist allgegenwärtig – ist zum Treiber für Volk und Politik geworden. Sie ist ein Stück Zeitgeist. Für die Lautschrift war all das Grund genug, das Thema näher unter die Lupe zu nehmen. Mit jener »Dauerhysterisierung« der Gesellschaft hat sich einer unserer Autoren intensiv beschäftigt. Er vertritt die Ansicht, dass diese früher oder später in Indifferenz umschlagen muss. Dann hilft nur noch eines: ein Gewöhnen an die Apokalypse, die mitunter auch den Weltuntergang beinhalten kann. Solche Szenarien wurden schon seit jeher prognostiziert: Nach dem Maya-Kalender soll die Welt in diesem Jahr untergehen. Was es mit diesem mysteriösen Kalender auf sich hat, findet ihr in diesem Heft. Es sind jedoch nicht nur solche externen Faktoren, die uns hysterisch werden lassen. Gerade die Universität, die eine zukunftsweisende Lebens- und Schwellenphase für Studenten darstellt, ist ein Nährboden für die Hysterie. Eine Autorin berichtet ausführlich über ihre Panik vor den Abschlussprüfungen. Ebenso kann uns das Verwaltungssystem der Universität erheblich ins Schwitzen bringen. Das Studium ist eine Phase der Selbstfindung, mitunter aber auch der Partnerfindung. Manche von uns hat schon die »Torschlusspanik« gepackt. Einen Ausweg aus dieser Hysterie bietet »Speeddating«. Doch findet man in so kurzer Zeit seinen Traumpartner? Die Lautschrift ist dieser Frage nachgegangen.

Wie üblich findet ihr auch Themen über Uni, Gesellschaft, Kunst und Politik im Heft.

Und solltet ihr nun vor lauter Freude über die Ausgabe 12 hysterisch werden, wollen wir euch nicht länger aufhalten. In diesem Sinne: Viel Spaß beim Lesen der neuen Lautschrift!

Katharina Brunner, Moritz Geier und Christian Basl
Chefredaktion

Inhalt

Außer sich



Das Titelthema: Hysterie

Gesellschaft

Die nächste Apokalypse kommt bestimmt

Seite 12

Weltuntergang

Die Big Bang Hysterie

Seite 14

Abschlussprüfung

Keine Panik auf der Titanic

Seite 16

Jobaussicht

Lehrerschwemme

Seite 18

Umfrage

Was versetzt dich in Hysterie?

Seite 19

Torschlusspanik

Glücklich in sieben Minuten

Seite 20

Krankheiten

Welchen Virus hätten's denn gern?

Seite 23

Uni-Verwaltung

Hystokratie

Seite 24

Über uns



Gesellschaft, Politik und Studium

SZ-Leitartikler Prantl

Exil Elfenbeinturm

Seite 26

Privatsphäre

Speichern auf Generalverdacht

Seite 30

Bildungsstreik

Pfeifkonzert ohne Trommelwirbel

Seite 33

Studentenandrang

Zwanzigtausend

Seite 37

Wohnungsnot

Elite ohne Obdach

Seite 39

Studieren mit Handicap

Bildungshürde Campus?

Seite 46

Für alle



Trans-Universitäres

Filmfestival

Heimspiel mit Nachspielzeit

Seite 38

Studentenorganisation SIFE

Weltmeister aus Regensburg

Seite 44

Picasso-Ausstellung

Hommage auf den Minotaurus

Seite 52

Interview mit INGEAR

»Kleine Dinge, die helfen«

Seite 59

Unter uns



Was Studenten bewegt

Immer wieder



Feste Rubriken

Ferienjob

»Hör auf zu bluten!«

Seite 47

Doppelte Verantwortung Zwischen Kind und Campus

Seite 49

Auslandssemester

La vie en rose?

Seite 51

Studienbeginn

Batophobie – die Angst vor großen Gebäuden

Seite 56

Studenten-Portrait

Der Schokowaffel-Terrorist

Seite 58

Fresseerklärung

Wissensdrang versus Wissenszwang

Seite 6

Kürze mit Würze Rubriken für zwischendurch

Seite 8

Rezensionen Leseempfehlungen

Seite 41

Kurzgeschichte Neptuns Tod

Seite 42

Kurzgeschichte Blind

Seite 54

Rezensionen Buch- und Theaterkritik

Seite 61

Platziert Regensburger Lieblingsorte

Seite 62



CHEFREDAKTION

Katharina Brunner, Moritz Geier,
Christian Basl

REDAKTION

Monika Buchmeier, Carina Castrovillari,
Andrea Haller, Franz Himpsl, Kerstin Kress,
Anna Kühner, Alexander Lüttich, Lucia
Mederer, Susanne Morisch, Sarah Munker,
Christoph Pflock, Michaela Schwinn, Steffen
Trunk, Ann-Kathrin Winkler

MITARBEIT

Kathrin Desat, Orla Finegan, Marlene
Fleißig, Mandy Giller, Andrea Morgenstern,
Cathrin Schmiegel, Britta Schönhütl, Lisa
Steindl, Tanja Stephan, Simon Treppmann,

LAYOUT

Christian Basl

TITELBILD

Sarah Munker

HERAUSGEBER

Studentischer SprecherInnenrat
der Universität Regensburg
Universitätsstraße 31
93053 Regensburg

KONTAKT

lautschrift@googlemail.com
ur.de/universitaet/sprecherrat/projekte/
lautschrift

DRUCK

S-Druck, Regensburg



TEXT Katharina Brunner, Moritz Geier, Christian Basl

Wissensdrang versus Wissenszwang

Unser Studium steckt in einem Teufelskreis: Gefangen im System verschulen sich Studenten und Dozenten gegenseitig. Und am Ende vergessen wir, warum wir eigentlich studieren. Ein Appell.

Letztendlich weiß keiner so richtig, ob es wirklich stimmt: die Anwesenheitspflicht sei abgeschafft worden, so kursiert das Gerücht. Andere wissen davon überhaupt nichts und lassen sich von den Dozenten einlullen, die entweder ihre Listen munter fortführen, als ob nichts geschehen wäre – oder selbst unsicher sind. Bei aller Verwirrung steht nur eines fest: Die Anwesenheitspflicht ist vor allem Ausdruck der Abkehr vom autonomen mündigen Studenten, den Wilhelm von Humboldt, der Urahn des deutschen Universitätssystems, in seinem Bildungsideal beschreibt. Dass sie überhaupt für nötig befunden wurde, ist Beispiel für die Verschulung unseres Studiums. Die Präsenzpflicht legt gnadenlos offen, dass wir viel zu oft nur noch aus Wissenszwang statt Wissensdrang studieren.

»Eine grundsätzliche Anwesenheitspflicht steht im Widerspruch zur Studierfreiheit und fördert nicht die Eigenverantwortung im Studium«, sagt auch Margret Wintermantel, Präsidentin der Hochschulrektorenkonferenz in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung*. Zwänge abzuschaffen sei ein Zeichen dafür, für wie mündig man sein Gegenüber halte. Die Universitäten trauen ihren Studenten anscheinend nicht. Einzelne Dozenten treiben die Zwangsjacken-Mentalität auf die Spitze und prüfen den Lernstoff mit Stegreifaufgaben, andere verlangen schon bei einmaligem krankheitsbedingtem Fehlen nach einem ärztlichen Attest.

Dazu kommt permanenter Leistungsdruck und die Angst schon im ersten Semester keinen Masterstudienplatz

zu bekommen, wenn die Gesamtnote im Bachelor zu schlecht ist. Die Lebenslaufoptimierung ist immer im Hinterkopf. Die psychologische Beratungsstelle der Uni Regensburg hat dann großen Anlauf, wenn viele Studierenden gerade zu Beginn des Studiums Probleme feststellen. Im Jahresbericht 2010 der Uni heißt es, der Eindruck dränge sich auf, dass die Studenten und Studentinnen, die Beratung gesucht haben, »keine Zeit mehr für Fehler, für Umwege oder Irrtümer« hätten, was wiederum »häufig in einen übersteigerten Perfektionismus, der fast zwangsläufig von einem Gefühl der Überforderung und Hilflosigkeit begleitet wurde« münde. Immer wieder berichten Medien über »Hirndoping« – den Medikamenten-Missbrauch mancher Studenten, die mit Mitteln wie Ritalin, das eigentlich ADHS-Kindern helfen soll, ihre Konzentrationsfähigkeit erhöhen wollen.

Dass die Ist-Situation nicht mit der Soll-Situation übereinstimmt, liegt aber auch an den Studenten selbst. In den Cafeten werden fleißig Tipps ausgetauscht, welche Kurse das beste Preis-Leistungs-Verhältnis aufweisen. Die Optimierung fällt zwischen Lernaufwand und Schwierigkeitsgrad der Prüfung einerseits und dem Wissensgewinn andererseits. Die Brisanz dabei: Den Ertrag unserer Investition (Zeit und Gehirnzellen) messen wir meistens mit der Note, für die der Lernaufwand des Studenten und der Schwierigkeitsgrad der Prüfung ausschlaggebend sind. Beide Faktoren will der gemeine Student minimieren. Und irgendwann ergibt sich so ein Konflikt mit dem anderen angestrebten Ziel, der Bildung.

So bedroht nicht nur die Bologna-Reform das Humboldtsche Ideal. Auch die Studenten sind sich selbst Gefahr, wenn sie

das Privileg, das sie an den höchsten Bildungsstätten haben, nicht mehr als solches wahrnehmen und sich viel zu leicht in passive Wissensaneigner verwandeln. Klaus Kleber, der jede zweite Woche im *Heute Journal* die Weltgeschehnisse erklärt, drückt das im Magazin *Zeit Campus* so aus: »Student zu sein ist die höchste Form menschlichen Daseins. Man bekommt einen Lebensabschnitt geschenkt, in dem man seinen Horizont erweitern kann. Spätestens im Berufsleben werden Sie sich nach der Zeit sehnen, in der Sie Ihren Interessen folgen konnten.«

Wie konnte es soweit kommen, dass wir an die Uni gehen, weil wir *wissen müssen*, nicht *wissen wollen*? Wie wir das Studium bewerten und wie wir unsere Rolle in diesem System definieren, hängt stark von unserer eigenen Wahrnehmung des Systems ab und wie wir dieses im Kontext unseres Referenzrahmens beurteilen. Wir nehmen wahr, dass eine Prüfung ansteht und dass wir selbstverständlich dafür die grob angeschnittenen Themen lernen müssen – natürlich können wir dabei das eine Thema, das uns mehr interessiert, nicht vertiefen. Wir nehmen wahr, dass wir am Dienstagmorgen um zehn Uhr zu einem präsenzpflichtigen Seminar erscheinen müssen – natürlich können wir um diese Uhrzeit nicht in die Vorlesung gehen, die uns mehr interessiert.

Wir nehmen auch wahr, dass wir tanken müssen, wenn wir Autofahren wollen und dafür selbstverständlich 1,46 Euro bezahlen – und anerkennen diesen Preis dann noch als Schnäppchen. »Und kost' Benzin auch drei Mark zehn, ... scheißegal, es wird schon geh'n«, heißt es in einem Song der Neuen Deutschen Welle. Was lediglich eine Hyperbel sein sollte, ist heute eine nicht hinterfragte Selbstver-

ständigkeit. Obwohl eine drastische Veränderung stattgefunden hat, bewerten wir den Benzinpreis von 1,46 Euro – umgerechnet fast drei Mark – als vollkommen annehmlich, ja sogar günstig. Die Wahrnehmung von Menschen kann sich verändern. Referenzpunkte für die Beurteilung dessen, was wir als normal empfinden und was nicht, können sich parallel zu Veränderungen in der sozialen und psychischen Umwelt verschieben. Es ist die »herausragende Fähigkeit von Menschen, sich in sozialen Kontexten immer wieder selbst zu täuschen und sich damit vollziehende zum Teil dramatische Umfeldveränderungen erträglich zu gestalten«, sagt der ehemalige Präsident der Universität Oldenburg Uwe Schneidewind. Die Sozialpsychologie kennt dieses Phänomen unter dem Namen »shifting baselines«.

So hat denn auch eine drastische Veränderung im Umfeld der Studenten stattgefunden: die »Bologna-Reform«. Studiengänge wurden modularisiert, die Kurse dadurch einheitlich festgeschrieben. Der »Workload« der Studenten wurde erhöht – orientiert an der Vorstellung, dass Studenten weder erwerbstätig sind, noch erhebliche Zeiteile für gesellschaftliches, politisches oder familiäres Engagement aufbringen. Das System hat sich radikal geändert: Freiwillige Präsenzzeiten sind vorgeschriebenen endnotenrelevanten Modulen und erhöhtem Prüfungsdruck gewichen. Damit hat man den Grundstein gelegt für eine schleichende Verschulung, die in der Veränderung der Beurteilungskriterien und Referenzpunkte der Studenten ihren Anfang findet und inzwischen eine *conditio* für die weitere Veränderung der Wahrnehmung der Studenten und somit für sich selbst darstellt.

Menschen besitzen die Gabe, sich mit den Dingen abzufinden, die man nicht ändern kann. Es ist einfacher, seine Wahrnehmung der Situation anzupassen, als sich den veränderten Bedingungen zu stellen. Die Verstärkung im Kollektiv tut dann das Übrige: Ich mache, was andere machen. So wird auch das neue System hingenommen. Man akzeptiert es, weil man seine Wahrnehmung und Beurteilung des Studiums verschoben und angepasst hat. So wird eine sich ausbreitende Resignation unter den Studenten immer offensichtlicher: Der Bildungsprotest ist nur mehr ein jährliches Ritual zur kollektiven Ver-

unglimpfung der Studiengebühren, mit dem neuen System hat man sich jedoch abgefunden. Die Uni ist ein Ort an dem man sein muss, weil man sonst nicht zur Prüfung zugelassen wird. In dieser veränderten Wahrnehmung des Studiums sieht der Student seine Rolle nun auch anders definiert: Er ist ein vom Zwang zum Wissen geplagtes Wesen, das in permanenter Überforderung und Wahllosigkeit dahingevegetiert. Der Student hat sich seiner aus dem Wissensdrang resultierenden Mündigkeit unabsichtlich selbst beraubt – und so wird er auch wahrgenommen: Dozenten sehen die Anwesenheitspflicht als ein unabdingliches Instrument, das die Studenten zum Lernen verpflichten soll. Weder Dozent, noch Student hinterfragen die eigentliche Absurdität dahinter; es entspricht der selbstgeschriebenen Rolle der Studenten. Die Folge dieser »self-fulfilling-prophecy« ist ein Teufelskreis, in dem sich Studenten und Dozenten in ihrer gegenseitigen Wahrnehmung konsequent bestätigen.

Wie kann die Sachzwanglogik durchbrochen werden? Das A und O ist klar: Der Student muss die Freiwilligkeit seines Studiums wieder erkennen und zurückgewinnen. Wir lernen für uns, für niemand sonst: nicht für die Prüfungen, die nur ein bürokratischer Teil des Systems sind, nicht aber Sinn und Zweck der Wissensaneignung. Nicht für einen Notenschnitt, der leider viel zu oft über eine Zusage für ein Stipendium, einen Arbeits- oder Studienplatz entscheidet, wenn etwa ein Gespräch, in dem das wirkliche Wissen zu Tage befördert wird, doch viel sinnvoller wäre. Pflicht und Leistungsdruck stellen nicht die Motivation für das Studieren dar. Nein, der Wissensdrang muss die wichtigste Antriebsfeder sein. Wir lernen weil wir unseren Geist, unser Wesen, unseren Horizont erweitern und entwickeln wollen: Bildung als Selbstzweck.

Dazu gehört ein eigener Antrieb, mit dem wir ein Seminar überhaupt nicht verpassen wollen – Anwesenheitswahl statt Anwesenheitspflicht. Dazu gehört ein breites Interesse, auch für fachfremde Themen. Die Lust, sich auch einmal in einen Sprachkurs zu setzen, wenn man Biologie studiert. Eine Politik-Vorlesung zu besuchen als Literaturwissenschaftler. Das sind nur Beispiele, die zeigen sollen, dass Studium mehr ist als eine Notwendigkeit für

einen späteren Arbeitsplatz. Hinter einem Studium sollte mehr stecken als reine Berufsziellogik. Denn das ist Engstirnigkeit und Engstirnigkeit ist das Gegenteil von Studium. »Dazu ist das Studieren da: um herauszufinden, wofür man besonders begabt ist«, hat der amerikanische Komponist und Dirigent Leonard Bernstein behauptet. Auch wenn das nicht alles ist – das Studium dient ja auch dazu, jene Begabungen weiter auszubilden – steckt darin doch die Wahrheit, dass Studieren die geistige Auseinandersetzung mit sich selbst und vielen Inhalten ist. Wissen gilt als der wichtigste Rohstoff des 21. Jahrhunderts. Wer sich bildet wird seine Chancen bekommen. Und wer mit wirklicher Lust beim Studieren ist, wer Leidenschaft entwickelt, besteht meist auch Prüfungen mit guten Noten.

Dass wir Studenten unsere eigene Mündigkeit zurückgewinnen, ist aber nur die eine Seite der Medaille. Natürlich muss sich auch das System wandeln. Zu viele Pflichten und Vorschriften sowie die zeitbedingte Überbelastung haben genau dieses Gefühl der Gezwungenheit zur Folge, wodurch der eigene Drang, die Lust am Studium, allzu oft in Vergessenheit gerät. Und auch die Dozenten müssen sich hinterfragen. Denn sie sind genau wie die Studenten Opfer der Verschulung. Auch sie müssen den Teufelskreis durchbrechen: Sie müssen die Studierenden wieder als mündig begreifen. Sie müssen deren echtes Interesse und deren ehrlichen Wissenshunger voraussetzen und dürfen all das nicht durch die pflichtenaufbürdende Anketzung – die schon von Anfang an den Anschein erweckt, der Student werde vom Dozenten wie ein Gefangener begriffen, der allzu leicht entfliehen könnte – in Zweifel ziehen und damit die studentische Freiwilligkeit von vornherein in Frage stellen. *In dubio pro reo*, wenn man so will, gilt überspitzt-übertragen auch in diesem Sinne: Die »Schuld« muss bewiesen werden, von der »Unschuld«, also der Freiwilligkeit der Studierenden, aber muss ausgegangen werden.

Wenn wir den Ausgang aus der selbstverschuldeten Unmündigkeit wagen und damit die Systemlogik durchbrechen, dann wird uns die Diskussion um die Anwesenheitspflicht bald wieder als das erscheinen, was sie eigentlich ist: Unwirklich-fremd und absurd.

Das Semestermeter

WS 2039/40: Das anspruchslöse sechssemestrige Bachelor-Studium wurde endlich abgeschafft. Dank der Umsetzung von Bologna-II begeben sich die Studenten um vier Uhr morgens zur Zentralen Beförderungsstelle, wo im 30-Sekunden-Takt Busse die 125 000 Studenten der Universität Regensburg zum Campus fahren und sie zum Vorlesungsende um Mitternacht wieder abholen.

Dort wird der neuen Studentengeneration von kundigen indischen Ärzten täglich ein neuer Chip mit minutiös aufbereitetem Stoff eingepflanzt. Das verkürzt das Studium auf ein Semester und erspart den Studenten zugleich das zeitraubende Selbstdenken. Mit 800 China-Dollar Studiengebühren pro Woche ist das re-reformierte Studieren kostenintensiv, doch dafür hat Bildungsminister Realiofernous eine simple Lösung: »Die vier Stunden zwischen zwei Lernchip-Einheiten können problemlos zum Arbeiten genutzt werden. Damit schaffen wir zwei große Probleme aus der Welt: Zum einen werden die Chipträger realitätsnah an die Arbeitswelt herangeführt, zum anderen wird damit endlich die Wohnungsknappheit in Universitätsstädten wie Regensburg beseitigt, da schlafen in der modernen Welt ohnehin ein vollkommen überbewertetes Luxusgut darstellt.«

Darüber hinaus kommt den Studenten – pardon, den Chipträgern – die Vielseitigkeit der Chips zugute. Mussten sie sich vor 20 Jahren noch mit den Dozenten über die Anwesenheitspflicht streiten, ist ein Fehlen dank der neuen Technologie nicht mehr möglich. Findet sich ein Chipträger nicht zur Vorlesung ein, kann er durch den Chip jederzeit geortet und von der Campus-Polizei verhaftet werden.

Damit ist klar, dass die Bologna-II-Reform die Bedingungen an deutschen Universitäten deutlich verbessert hat und mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit den Weg zur wahren Bildungselite ebnet wird.

Von Susanne Morisch

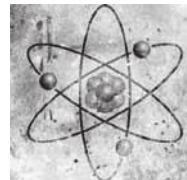
Wos i scho
allawei
wissn wollt,
mi owa no
ned trauf
hob zum
frong.



Illustration: Christian Basl / Quelle: McFarlane, Deutsche Fotothek, Basl

Warum reibt man die Münze? Durch Wärme könnte sich die Münze ausdehnen, die Temperatur steigt beim Reiben aber höchstens um 0,5 Grad. Andere sagen, die Münze werde magnetisch. Wer sich aber ein wenig mit Physik auskennt, weiß, dass es dazu mehr braucht, als ein wenig den Automaten zu kratzen. Dass sich die Münze elektrisch auflädt, könnte sein, allerdings würde sie sich sofort wieder entladen, da man ja selbst geerdet ist. Aus meiner Sicht liegt ein statistisch-psychologisches Problem vor: Jede Münze hat eine Wahrscheinlichkeit von 0,1 ausgeworfen zu werden, das heißt, von zehn Münzen fällt eine durch. Das liegt daran,

»Nimmt der Automat die Münze besser, wenn man sie vorher reibt?«



Anna Kühner hat nachgefragt bei: Prof. Dr. Josef Zweck, Lehrstuhl für Magnetismus und Magnetelektronik, Fakultät für Physik.

das Automaten die Münzen im Bruchteil einer Sekunde auf Echtheit und Wert prüfen, da passieren Fehler. Das ist die statistische Seite. Die psychologische könnte man mit »Kontrollwunsch« beschreiben. Menschen hassen es, dem reinen Zufall ausgesetzt zu sein und versuchen, ihre Umwelt zu kontrollieren. Das Reiben beeinflusst den Zufall aber kein bisschen. Im Gegenteil: Die Automaten gehen dadurch sogar kaputt und lassen Münzen unter Umständen häufiger durchfallen. Deswegen bauen Automatenhersteller mittlerweile eine dickere Metallplatte unter den Münzschlitz, an der Kunden Münzen reiben können. Das hat den Effekt, dass sich die Leute in der Rubbel-Theorie bestätigt fühlen.

Schwarz-Weiß-Malerei

Drei Fragen, über hundert Studenten. Wir haben am Campus nachgefragt.

Ja (39%) Nein (61%)

Nein (22%) Ja (78%)

»Hast du Freitags Uni?«

»Kommst du aus Bayern?«

Ja (39%) Nein (61%)

»Weißt du, wie unser Rektor heißt?«
(Richtige Antwort: Strothotte)

In die Kugel geschaut

Weltrettung statt Weltuntergang. Ein Alternativentwurf für 2012 mit einer Prise Optimismus.

In den USA löst sich im Frühjahr die Tea Party auf: »Das war alles nur ein Gag«, sagt Michelle Bachman und überweist zehn Millionen Dollar auf das Wahlkampfkonto von Barack Obama. Im Juli finden der 15-jährige Jonas und seine kleine Schwester Karina beim Schnorcheln vor der Insel Kos einen antiken Goldschatz. Das gibt der gesamten Eurozone Aufwind und Motivation und innerhalb von zwei Monaten kann die Eurokrise gelöst werden. Die Länder der Europäischen Union stehen sich näher denn je. Angela Merkel

beglückwünscht mit zu Dreiecken geformten Händen allen Ländern zum Erwachen aus der Lethargie, wirft die FDP aus der Regierung und sagt dann »den Märkten«, »dem Krieg« und allem anderen Übel der Welt den Kampf an. Zeit-



gleich können sich Israelis und Palästinenser auf eine Zweistaaten-Lösung einigen. Netanjahu ist plötzlich aufgefallen, dass Frieden sinnvoller ist als kompromisslose Siedlungsbau-Politik. In Ägypten kann das Parlament seine Arbeit aufnehmen, gleich nachdem es eine Facebook-Gruppe gegründet hat. Dem Militär gefällt das.

Dezember 2012, zwei Wochen vor dem angesetzten Termin des Weltuntergangs: Auf der Weltklimakonferenz in Doha auf der arabischen Halbinsel treffen sich die Spitzenpolitiker der G20 heimlich auf dem Hotelzimmer des chinesischen Staatspräsidenten. Sie trinken Schnaps aus dreiliterflaschen, die es im Duty-Free-Shop am Flughafen zu kaufen gab. Am nächsten Morgen unterschreiben die Staatschefs konkrete Klimaziele unter heftigen Kopfschmerzen. Weil ja auch Politiker nicht immun gegen Inspiration sind, legen sie

sich in dem Wüstenstaat auf Sonnenenergie als Technologie der Zukunft fest.

Auch in der Medizin gibt es Durchbrüche. Wie chinesische Nachrichtenagenturen melden haben amerikanische Wissenschaftler Medikamente gegen AIDS, Krebs und den Smartphone-Daumen gefunden.

Noch was? Ja, klar: Deutschland gewinnt die Fußball-Europameisterschaft!

Von Katharina Brunner



~ veni, vidi, what the fuck? ~

BLUMENLADEN. Eines Tages kommt eine Frau in den Blumenladen meiner Mutter, um einen Kranz für eine Beerdigung zu bestellen. Dazu gehört auch eine Schleife, auf die man ein paar letzte Worte an den Verstorbenen drucken lassen kann. Meine Mutter nimmt also die Bestellung auf und fragt ihre Kundin, was auf der Schleife stehen soll. Diese antwortet, dass ein *Ruhe in Frieden* und – wenn noch genügend Platz auf der Schleife ist – *und im Himmel* darauf stehen soll. Der Kranz wird gebunden, der Auftrag an die Druckerei weitergegeben. Wenig später kommt die Schleife von der Druckerei zurück. Die Schleife war lang genug. In fetten Lettern steht dort: *Ruhe in Frieden und wenn noch Platz ist im Himmel.*

Sarah Munker

WASHINGTON, D.C. Auslandssemester: Mit der Journalismus-Klasse geht's in den National Press Club: Oscar-Preisträger Jeff Bridges (*The Big Lebowski*) ist zu Gast – heute nicht als Schauspieler: Er wirbt für ein Kinderhilfsprojekt. Sein fader Monolog macht schläfrig. Plötzlich ein Schluchzen. Auf die Frage des Moderators, was ihm wichtiger sei, die Schauspielerei oder das soziale Engagement, verschlägt es dem »Dude« die Sprache, er tritt einen Schritt vom Pult zurück. Das einheimische Publikum klatscht begeistert von so viel Pathos eifrig Beifall. Betretenes Schweigen und Fremdschämen dagegen bei uns Europäern. Ein ersticktes Räuspern. Bridges wischt sich eine Träne aus dem Auge und nimmt einen Schluck aus dem Wasserglas: »Definitely the kids!« Er bleibt Schauspieler.

Moritz Geier

KLASSENZIMMER. Im Rahmen meines Lehramtsstudiums hospitiere ich in der fünften Klasse eines Gymnasiums in katholischer Religionslehre. Heute geht es um das Thema »Macht und Machtmissbrauch«. Der Lehrer legt zur Einstimmung eine Folie auf, auf der einige Tretminenopfer abgebildet sind und fragt in die Klasse: »Könnt ihr euch vorstellen, wer hier Macht missbraucht hat?« Stille. Keiner rührt sich. Plötzlich meldet sich ganz hinten ein Schüler als einziger. Er antwortet wie selbstverständlich: »Das sind Sünder, da hat Jesus sie bestraft.«

Anna Kühner

»Geht's noch?!«

ÜBERFÜLLT. »Zefix! Jetz' geht's halt weida! Da passen no mindestens fuchzig Leit nei!« Acht Uhr morgens, Linie 6, der Wahnsinn beginnt. Mit ihm der Kampf um Sauerstoff und Raum. Ich erspähe eine winzige Lücke im völlig überfüllten Bus, schmeiße meinen Rucksack dorthin, bevor mir jemand die 0,2 m² streitig macht. Aufgrund akuten Platzmangels hänge ich nun an der Haltestange und ringe nach Luft. Der Fahrer denkt noch immer nicht daran, die Türen zu schließen. Jeder ist genervt. Es ist laut, es ist heiß und es passt niemand mehr in den verdammten Bus! Ich möchte schreien, bekomme aber nicht genügend Luft. Da hat der Fahrer keine Lust mehr zu krakeelen und drückt auf den Knopf für die automatische Durchsage: »Sehr geehrte Fahrgäste! Wir möchten Sie bitten im Bus aufzurücken und die Türbereiche freizugeben. Erst dann ist eine Weiterfahrt möglich.« Danke, RVV – ein wirklich guter Tipp!

Susanne Morisch

HÄSSLICHSTER BAUM. In weihnachtlicher Hilfsbereitschaft hatte man eine bedauernswerte Fichte aus schlimmsten Lebensverhältnissen befreit: Vermutlich aus einem Gebiet des Oberpfälzer Waldes stammend, in dem sich Kühe noch von Baum zu Baum schwingen und die Äste dabei zu tief hängenden Lianen verwandeln, wurde sie zum Verkauf abtransportiert, wo das Leid kein Ende fand: Mit Gewalt drückte man sie beim Christbaumverkauf verkehrt herum durch ein viel zu enges Einpack-Rohr und fesselte die Ast-Lianen so, dass auch die letzte Kraft aus den einst starken Armen der Fichte schwand. Erst durch die Hilfsbereitschaft der Uni konnte sie wieder Freiheit atmen – und den Studenten zugleich ein wunderbar missverstandener Weihnachtsbaum sein: Bayerns hässlichster Christbaum.

Christian Basl



Professor Bierling:
im Hörsaal studenten-
freundlicher als in der
Süddeutschen Zeitung.

Karikatur: Moritz Geier

Außergewöhnliche internationale Unibräuche:

»Die spinnen doch, die...«

... Amis: der »Naked Quad-Run« in Boston.

Es ist American college life wie man es aus den Filmen kennt: Hausfeiern im ganzen Viertel, Oben-ohne-Partys und ganz viel Alkohol. Somerville nahe Boston. Das Örtchen um die Gebäude der Tufts University ist fest in studentischer Hand: Mitten im bitterkalten Dezember nach den *fall finals* wird am Campusgelände der *Naked Quad Run (NQR)* zelebriert, ein Brauch, der seit den frühen Neunzigern Scharen von Studenten dazu bringt, bei Frost und Schnee die Hüllen fallen zu lassen und splitterfasernackt auf dem zentralen Uniplatz im Kreis zu laufen. Die oben erwähnten Trinkgelage sorgen davor für die nötige Schmerz- und Schamlosigkeit – und zweistellige Minusgrade für schnelle Beine. Das nackte Grauen? Für die Uni-Leitung ja – seit diesem Jahr. Der Rektor verbot im März 2011 den NQR wegen Alkoholmissbrauch. Die nackten Tatsachen: Jetzt verstößt der Lauf gegen den studentischen Verhaltenskodex. Wer läuft, der fliegt: Suspendierung für das



Foto: Eili Duke

spring semester. Die Amerikaner und ihre Doppelmoral: Extreme auf allen Ebenen. Proteste gab es nach der Ankündigung natürlich sofort – nackt, versteht sich. Eine Gruppe von Studenten ließ sich an der Uni mit bedruckten T-Shirts sehen, *NQR training team* stand dort in fetten Lettern als Provokation. Ersatzweise gibt es jetzt übrigens ein Winterfest mit Ständen, Auführungen und einem *nighttime pancake breakfast*. Die Uni will für eine neue, kodexfähige Tradition sorgen. In die Lautschrift-Rubrik schafft's der neue Brauch wohl eher nicht.

Moritz Geier

Titel

Franz Himpsl über die »Dauerhysterisierung« in der Gesellschaft

_____ über die Weltuntergangs-Hysterie

Mandy Giller über die Hysterie vor der Abschlussprüfung

Anna Kühner über die Job-Hysterie der Lehramtsanwärter

Cathrin Schmiegel und Orla Finegan über die »Torschlusspanik«

Lucia Mederer über die Krankheitserreger-Hysterie

Tanja Stephan über die Bürokratie-Hysterie an der Uni



TEXT Franz Himpsl

Es gibt Jahre, die scheinen auf alle Ewigkeit mit einem bestimmten Großereignis verknüpft: 1969 die Mondlandung, 1989 der Mauerfall, 2001 die Anschläge des 11. September. Und dann gibt es Jahre, bei denen man nicht so genau weiß, was man von ihnen halten soll, Jahre, deren tatsächliche weltgeschichtliche Bedeutung bestenfalls der zeitliche Abstand zu klären vermag. 2011 war so ein Jahr: Was davon wirklich bleibt, kann niemand genau sagen; festhalten lässt sich allenfalls, dass viele beim Gedanken an die vergangenen zwölf Monate ein flau-es Gefühl in der Magengrube beschleicht. Das Gefühl, dass die Welt irgendwie aus den Fugen geraten ist.

Jeder Versuch, dieses diffuse Gefühl mit Erklärungen zu unterfüttern, scheint indes zum Scheitern verurteilt. In Zeiten, in denen sich die großen, ideologisch aufgeladenen Gut-und-böse-Deutungsmuster überlebt haben, bleibt nur, den Plot jener Stücke nachzuerzählen, die auf der weltgeschichtlichen Bühne aufgeführt werden. Wir sehen junge Menschen, die sich wieder an die Systemfrage wagen und die sich – siehe Occupy-Bewegung – empören über einen entfesselten Kapitalismus, der weniger als je zuvor für den Menschen da zu sein scheint und in den letzten Jahren den Rahmen bot für all die perfiden finanzmathematischen Zahlenspiele, deren Auswüchse ganze Generationen belasten könnten; aber wie viel von der Kritik der Occupy-Aktivisten war tatsächlich konstruktiv? Wir sehen eine arabische Welt, in der man sich in vielen Ländern gegen au-

toritäre Regimes erhebt; aber wird in diesen Staaten am Ende der revolutionären Bewegung tatsächlich jene freiheitliche Gesellschaftsordnung stehen, die uns in der westlichen Welt als Nonplusultra gilt?

Ausgang ungewiss – das gilt für beide Bewegungen. Eines ist dabei offensichtlich: Wenn das Volk in dieser Weise seine Stimme erhebt und Selbstbewusstsein demonstriert, ist das eigentlich ein Grund zum Jubeln. Gleichzeitig aber leuchten diese Bewegungen so hell, weil sie vor einem dunklen Hintergrund erschienen sind: Sie sind letztlich Krisensymptome, denn sie zeigen auf eindringliche Weise, dass das Vertrauen in die Politik schwindet – und das sowohl innerhalb straff geführter Regimes als auch in westlichen Demokratien. Auch hierzulande werden die Zweifel lauter, ob das, was die Politiker tun, tatsächlich dem Volkeswohl dient.

So sind denn auch im vergangenen Jahr mindestens zwei Krisenkomplexe aufeinander geprallt und haben sich gegenseitig verstärkt: die Funktionskrise des globalen Kapitalismus in seiner marktradikalen Auslegung und die Legitimationskrise der politisch Verantwortlichen, die diesen Kapitalismus in den letzten Jahren weniger zu zügeln gewillt waren als jemals zuvor. Gerade jetzt aber, da allenthalben die Rede ist von einer gigantischen Finanz-, Schulden- und Währungs Krise, die ganze Staaten in die Knie zu zwingen droht, wären unabhängige Politiker gefragt.

Das gilt auch deshalb, weil in der westlichen Welt mit der ökonomischen auch die weltanschauliche und politische Stabilität gefährdet ist. So keimen in Europa zunehmend Gefühle, die man – zumindest im Großen und Ganzen – schon überwunden geglaubt hatte: Fremdenfeindlich-

keit und Fundamentalismus können, wie die Wahlergebnisse zahlreicher rechtsextremer europäischer Parteien, aber auch das Attentat von Oslo und Utøya gezeigt haben, auch in aufgeklärt-säkularen, demokratischen Staaten bestenfalls eingedämmt, nie aber restlos getilgt werden. Die von Anders Behring Breivik ausgeführten Anschläge, die sich ja vorgeblich gegen Islam und »Kulturmarxismus« richten sollten, mögen einem durch und durch kranken Hirn entsprungen sein; und doch ist es möglicherweise kein Zufall, dass sie in eine Zeit fallen, in der auch in den wohlhabenden europäischen Ländern der gesellschaftliche Druck zunimmt, in der der Wohlstand bedroht ist und die Konfrontation mit Fremdem und Neuem unumgänglich scheint.

Die alten Ordnungen wanken, der Druck steigt: Wie lässt sich diese Situation meistern? Eine klare, markant konturierte politische Führung durch die gewählten Volksvertreter wäre ein Anfang. Wo der politische Opportunismus herrscht, wird die allgemeine Verunsicherung noch mehr zunehmen. Es ist beispielsweise bezeichnend, dass unsere Kanzlerin unter dem unmittelbaren Eindruck der Reaktorkatastrophe von Fukushima die erstaunliche Erkenntnis, dass »extrem unwahrscheinliche Ereignisse eben doch eintreten können«, als hinreichende Begründung für eine halbsbrecherische politische Volte in Richtung Ausstieg aus dem Ausstieg aus dem Ausstieg erachtete. Natürlich hat sich an der Sicherheit oder Unsicherheit der deutschen Reaktoren durch Fukushima nichts geändert. Nein, die Kanzlerin tat schlicht das, was das Volk, das im Anschluss an die Ereignisse von Japan verständlicherweise beunruhigt war, wollte, und zwar weil es

nächste Apokalypse kommt bestimmt

Gekommen, um zu bleiben: Die Krise hat sich gemütlich eingerichtet in unseren Häusern und Köpfen, im Tagesrhythmus werden wir mit immer neuen Hiobsbotschaften konfrontiert. Doch die Dauerhysterisierung muss früher oder später in Indifferenz umschlagen.

das Volk wollte – und nicht, weil es richtig war.

Einmal mehr reagierte die Politik, anstatt zu agieren, ließ sich von den hysterisierten Massen treiben, anstatt auf der Grundlage fester Prinzipien zu gestalten. Letzteres aber sollte man als Bürger doch in Krisenzeiten erwarten dürfen. Oder ist die Hoffnung, die Politiker möchten's bitteschön richten, mittlerweile nicht zur reinen Utopie verkommen? Sind wir etwa bereits an einem Punkt angelangt, an dem die Probleme so global und komplex und ihre Konsequenzen so weitreichend sind, dass ihre Lösung die Versöhnung unvereinbarer Interessen und damit die Quadratur des (Erd-)Kreises bedeutete? Muss da nicht jede Form herkömmlicher Politik an ihre Grenzen stoßen?

Die mangelnden Fortschritte in Sachen Klimapolitik und Finanzmarktregulierung lassen eben dies vermuten. Wenn sich aber die Länder der Welt in den entscheidenden Fragen nie einig werden können, bilden dann nicht die Krisen – seien sie ökologischer, ökonomischer oder völkerrechtlicher Natur – die einzig mögliche Daseinsform jeder wahrhaft globalisierten Welt?

In Zeiten des Kalten Krieges, als die politische Weltkarte noch in Schwarz und Weiß gehalten war, gestaltete sich die Sache eindeutig. Es dräute das eine, schier unvorstellbare Horrorszzenario eines nuklearen Weltkrieges zwischen West und Ost. Das war eine so bedrückende und dabei so einfach zu verstehende Konstellation, dass die Furcht vor dem Ernstfall tief in der Bevölkerung verankert war – und sich umso tiefer ins allgemeine Bewusstsein eingrub, je lautstärker die Drohgebärden der Staatenlenker wurden. »In Europe and Ameri-

ca, there's a growing feeling of hysteria", sang Sting auf dem Höhepunkt des Kalten Krieges. Es war eine Hysterie, die sich auf das größte anzunehmende und um jeden Preis zu verhindernde Unheil bezog: das Ende der Zivilisation, wie wir sie kennen. Es war eine andere Hysterie als jene, die sich heute breitmacht.

Die gegenwärtige Krisenhysterie nämlich setzt sich aus einer Vielfalt von vermeintlichen und echten Schreckensmeldungen zusammen, deren Bedeutung und Tragweite oft unklar erscheint. Sie ist ein komplexes sozialpsychologisches Phänomen, das ihren Niederschlag in vielerlei Weise findet: wenn Menschen Haferflocken und Apfelmus horten, weil sie befürchten, dass die eigene Währung bald schon am Ende sein wird; wenn Verbraucher vollkommen auf den Verzehr von Gemüse verzichten, weil die Nachrichten voll von todbringenden Sprossen sind; wenn Politiker in der Terrorparanoia immer neue Sicherheitsgesetze erlassen, die weitgehende persönliche Freiheiten für ein Quäntchen mehr Sicherheit drangeben – oder eben wenn sie sich gleichsam aus dem Nichts zu einem überhasteten, zwar richtigen, aber falsch begründeten Blitzausstieg aus der Kernenergie entschließen.

Heute kommt der Weltuntergang in homöopathischen Dosen. Potenzielle und reale Katastrophen unterschiedlichen Ausmaßes müssen, bedingt durch die Umstände ihrer medialen Vermittlung, mehr oder weniger unverbunden nebeneinander stehen: Die Schlagzeilen der Nachrichtenportale wechseln beinahe im Minutentakt, Politikskandal, Kurssturz, Störfall, ein einziger Nachrichtenbrei. Als Verbraucher, Bür-

ger, politischer Mensch

lechzt man da umso mehr nach Gewichtung, nach einer Antwort auf die eine Frage: Wie ernst ist die Lage wirklich? Je komplizierter jedoch die Gemengelage der Fakten ist (Kernphysik und Finanzmärkte lassen grüßen), desto seltener kann diese Frage kompetent beantwortet werden, nicht von den Medien, nicht von den Parlamenten, aber allzu oft ebenso wenig von den ausgewiesenen Experten. Dabei wäre das Bedürfnis nach verständlichen Deutungen, nach zusammenhängenden Erzählungen hinter den abstrakten Zahlen- und Faktenbergen riesig. So ist es denn auch kein Zufall, dass eines der wirkmächtigsten Bücher des vergangenen Jahres zur Finanzkrise nicht von einem Ökonom, sondern mit Joseph Vogls »Das Gespenst des Kapitals« von einem Literaturwissenschaftler stammt.

Von der Schuldenkrise über den Terrorismus bis zur Erderwärmung: Jene Bedrohungsszenarien, die ein Ende unseres von Wohlstand und Freiheit geprägten Lebens bedeuten könnten, scheinen sich in letzter Zeit zu mehren, Crisis Management wird zum Alltagsmodus. Der Alltag aber ist der Feind der Hysterie; diese nämlich ist immer eine unmittelbare, dringliche und drängende Gefühlsregung, die sich nicht auf Dauer aufrecht erhalten lässt. So scheint es geradezu so, als könnte die historische Bedeutung des Jahres 2011 gerade darin liegen, dass wir gelernt haben, dass es im Angesicht der Dauerkrise keinen Grund gibt, in Hysterie zu verfallen. Ob man das nun gut oder schlecht findet, eines steht doch fest: Man gewöhnt sich an alles. Wenn's sein muss, sogar an die Apokalypse.

Die Big Bang Hysterie

TEXT

2012 – Weltuntergang, Humbug oder nur der schlechteste Film von Roland Emmerich? Die Annahme, dass 2012 das Ende der Welt eintritt, geht nicht auf eine verrückte religiöse Einstellung zurück. Dieser Gedanke wurde in der präkolumbianischen Hochkultur der Maya geboren.

Zu Zeiten der Jahrtausendwende wurde schon eine Hysterie um einen Weltuntergang ausgelöst – und es geschah nichts. Jetzt, 12 Jahre später, werden in den Medien wieder neue Endzeittheorien entfacht. Es gibt viele Quellen für eine mögliche Apokalypse im Jahr 2012: Die konfuse Prophezeiungen des Nostradamus, wissenschaftliche Anhaltspunkte und schließlich die Wegbereiter für diese Hysterie, die Maya. Auf was gründet sich ihre Theorie? Und lässt sich ihre Weltuntergangstheorie wissenschaftlich beweisen?

Das indigene Volk, das in Mittelamerika angesiedelt war, führte sein Leben nach einer besonderen Zeitrechnung, dem sogenannten Maya-Kalender. Dieser besagt, dass am 21. Dezember 2012 ein bedeutender Zeitabschnitt seinen Höhepunkt er-

reicht, denn an diesem Datum endet das 13. Baktun ihrer Zeitrechnung. Ein Baktun besteht bei den Maya aus 144 000 Tagen für den Beginn dieser Rechnung dient das Jahr 3114 v. Chr. Warum dieser Anfang gewählt wurde, ist leider bis heute nicht bekannt. Und warum die Zahl 13? Für die Maya, wie auch für viele andere Kulturen, hatte die 13 eine besondere, mystische Bedeutung. Doch auf ihren Ursprung einzugehen, würde noch einmal 13 Bakten in Anspruch nehmen. Durch besagte Rechnung erhält man also das Jahr 2012. Dies wäre eine mathematische Deutung für die Theorie eines bevorstehenden Weltuntergangs. Es gibt aber auch eine physikalische.

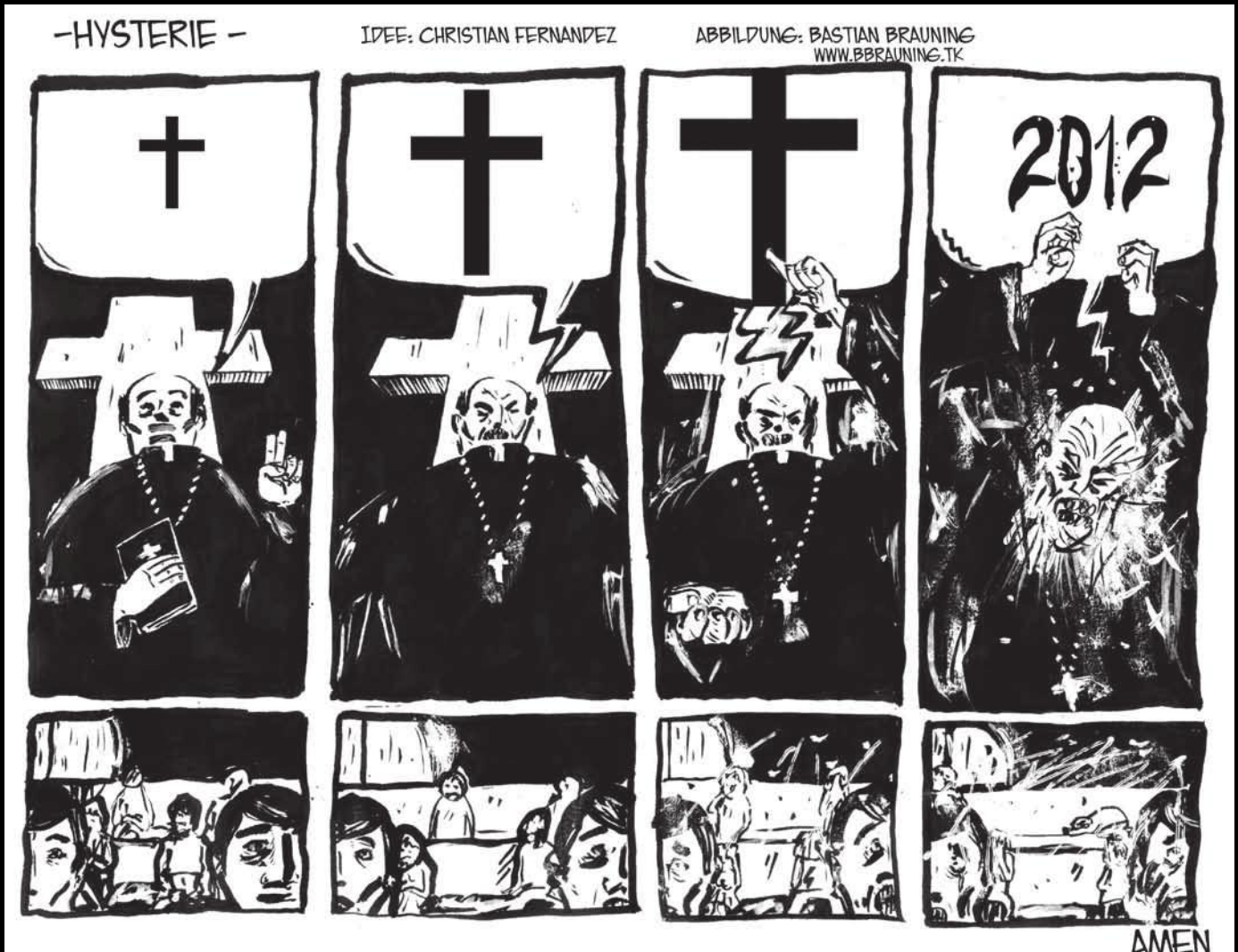
Aus astronomischer Sicht kann tatsächlich etwas Außergewöhnliches an diesem Tag beobachtet werden. Eine sehr seltene Planetenkonstellation bewirkt, dass die Erde mit der Sonne im Zentrum der Milchstraße auf einer Linie stehen wird. Durch die bewiesene Existenz eines schwarzen Loches in der Milchstraße soll diese Ausrichtung eine Polstellung der Erde herbeiführen. Was dies für Auswirkungen auf die Erde und das Leben auf ihr hat, ist noch unbekannt. Dieses Phänomen

geschieht nur etwa alle 26 000 Jahre. Zudem findet gleichzeitig an diesem Tag die alljährliche Wintersonnenwende statt.

All diese Beobachtungen lassen erkennen, dass die Maya keine religiösen Fanatiker, sondern eine hochentwickelte Kultur waren, die mit der der Griechen oder Ägypter vergleichbar ist. In ihrem Kreis befanden sich überragende Astronomen und Mathematiker. So gelang es ihnen, trotz mangelnder wissenschaftlicher Instrumente Sonnenwenden genau zu berechnen und Planetenlaufbahnen präzise darzustellen. Wie sie das schafften, fasziniert Wissenschaftler bis heute.

Muss man sich also Sorgen machen? Wohl eher nicht. Da die Maya ab ca. 900 n. Chr. ihre Städte aus unbekanntem Grund aufgaben, sind die einzigen Dinge, die sie uns hinterließen und die nicht zerstört wurden, einige Kulturstätten und der bereits erwähnte Kalender. Man kann annehmen, dass durch ihr plötzliches Verschwinden viele Schätze ihrer Kultur verloren gingen oder dass sie keine Zeit mehr hatten, ihre Theorien zu vollenden. Demnach fehlen uns viele ausschlaggebende Aufzeichnungen.

Nachfahren der Maya sagen heute, dass es sich bei der Hysterie um eine mögliche Apokalypse um ein christliches, abendländisches Konzept handelt. Die Maya gaben nur den Anstoß dazu. Denn aus ihrem Kalender geht nur hervor, dass sich an dem besagten Tag etwas verändert und gleichzeitig etwas enden soll. Aber ihre Kultur ist von Zyklen gekennzeichnet. Wenn ein Zy-



klus endet, beginnt gleichzeitig ein neuer. Ein Neuanfang findet statt – ein weiterer Urknall, wenn man so will.

So überrascht es nicht, dass in Filmen, wie in »2012« von Roland Emmerich, spekuliert wird, wie ein möglicher Weltuntergang aussehen könnte. Der erste Gedanke scheint zu sein, dass es eine Veränderung der Umwelt geben wird – etwa in Form von Wetterkatastrophen. Unvermeidlich ist der zweite Gedanke bei einer Diskussion um Weltall-Phänomene: Aliens werden ins Spiel gebracht. Ob sie uns angreifen und uns in Matt Groenings Futurama leben lassen – nur die Zukunft wird es zeigen.

Was feststeht, ist, dass am 21. Dezember 2012 der Tag der Wintersonnenwende sein wird, und dass an diesem Datum ein 26 000 Jahre dauernder Zyklus, der unser Sonnensystem betrifft, endet. Diese Infor-

mationen allein sind jedoch kein Grund, einen Weltuntergang heraufzubeschwören. Zudem stellt sich die Frage: Hat ein Zyklus überhaupt einen Anfang und ein Ende?

Aber je mehr wir uns diesem Tag nähern, desto häufiger befassen sich die Medien mit dem Thema. Es geht sogar so weit, dass viele Seiten im Internet zu finden sind, die eine Uhr bis zum 21.12.2012 herunterzählen lassen. Wie sollen wir uns in dieser Zeit der Panikmache und des noch andauernden Wartens verhalten?

Wahrscheinlich genauso, wie wenn das Internet plötzlich ausfallen würde: nervös hin- und herlaufen, den nächsten Politiker anschreien, unsere Gefühle malen, in der Fötusposition leise vor uns hinsummen – oder uns einfach nach draußen, in die wirkliche Welt, begeben.

Keine Panik auf der Titanic

Unsere Autorin hat sie durchgestanden: die Hysterie vor der Abschlussprüfung. Von einer intensiven Zeit, sauberen Wohnungen und abgekauten Fingernägeln - und wie man alles überstehen kann. Ein Erfahrungsbericht.

TEXT Mandy Giller

Es ist ja nicht so, dass ich ein Fan von Jürgen Drews wäre. Dennoch muss ich diesen Text mit ihm beginnen. »Wieder alles im Griff, auf dem sinkenden Schiff. Keine Panik auf der Titanic«, grölt der König von Mallorca in seinem zweitklassigen Schlager. *Keine Panik auf der Titanic*. Es ist zu meinem Credo vor der Staatsexamensprüfung geworden.

Morgen, morgen, nur nicht heute, sagen alle faulen Leute

Ich gehöre zu denjenigen Leuten, die schon bei der Prüfungsanmeldung zittern und zugegebenermaßen spätestens bei der Terminbekanntgabe den ersten Nervenzusammenbruch erleiden. Sätze wie »Oh Gott, meine Termine fallen doch wirklich am beschissensten« bis hin zu »Wie soll ich das nur schaffen« sind für diese Sorte Student typisch. Genau so habe auch ich mich vor fast einem Jahr in den Staatsexamenskampf begeben – leider ohne zu Beginn einen klugen Zeitplan ausgearbeitet sowie sorgfältig und mit genügend zeitlichem Abstand Bücher bestellt, kopiert und zusammengefasst zu haben. Was du heute kannst besorgen, das verschiebe nicht auf morgen – oder vielleicht doch? Ablenkung, so sagt man doch, ist die beste Medizin – nicht nur bei Liebeskummer. Ich sage euch, so sauber wie in Prüfungsphasen ist meine Wohnung sonst nie (außer vielleicht meine Familie kommt zu Besuch) und man findet endlich auch mal Zeit, die kompliziertesten Gerichte aus den neuerworbenen Klatsch- und Tratschmagazinen selbst auszuprobieren. Auch fällt einem

plötzlich wieder ein, dass man schon lange nicht mehr bei den Großeltern angerufen oder mit einer alten Urlaubsbekanntschaft über frühere Erlebnisse geplaudert hat. Egal was, man findet in dieser Phase immer eine (sinnvolle) Beschäftigung.

Freizeit – was bitte ist das?

Wenn jedoch der Prüfungstermin immer näher rückt, wird der Kampf mit dem schlechten Gewissen immer schwieriger und irgendwann gibt es kein Entrinnen mehr – die Lernerei beginnt. Immer das Gleiche: Ich habe auch dieses Mal einfach viel zu spät angefangen, strukturiert zu lernen. Trotz jahrelanger Prüfungserfahrung sind meine guten Vorsätze mal wieder gescheitert. Doch auf eine lange Phase des Jammerns folgt unweigerlich die der kurzen Nächte und viel zu langen Tage. Unzählige Lernstunden, Ohropax, karierte Blöcke, Post-Its, Karteikarten, Ordner, Red Bull und Kaugummis später verwandle ich mich von einer Gelegenheitskaffeetrinkerin in einen wahren Koffeinjunkie. Und die Schokoladenindustrie verdankt ihre Milliarden Geschäfte nicht nur der Oster- und Weihnachtszeit, sondern auch den vielen nervenschwachen Studierenden.

Doch nicht nur, dass der Süßigkeitenkonsum und das ewige Sitzen das ein oder andere Kilo mehr verursachen – von den Rückenschmerzen möchte ich gar nicht erst reden: Augenringe, vornehme Blässe sowie abgekauten Fingernägel gehören fortan zum neuen Spiegelbild. Sicherlich entstehen in dieser Zeit auch die ersten Fältchen. Und wenn man nicht schon Jahre in einer Beziehung ist, kommen spätestens

jetzt die ersten Konflikte mit dem Partner. Großes Lob an dieser Stelle an alle Freunde und Freundinnen, Kumpels und Familienmitglieder, denen in dieser Zeit viel zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt wurde, die tagein, tagaus Zweifel und Panik miterlebten und sich regelmäßig fachliches (Halb-)Wissen anhören mussten. Glaubt mir, Studierende, die ihr die Prüfungszeit noch vor euch habt, seid im Vorfeld sehr großzügig mit Geschenken und Komplimenten – ihr werdet die Nerven eurer Mitmenschen bald gewaltig strapazieren. Die Unterstützung hilft euch, nicht unterzugehen. Sie werden euch, das ein oder andere Mal, mehr oder weniger freiwillig durch Geburtstagsessen, WG-Partys oder mittels lebenswichtiger Telefonate retten.

Auszeiten sind, trotz der Kritik einiger fleißigerer Kommilitonen, das A und O. Und auch den alten Sparringpartner – das schlechte Gewissen – gilt es dann zu überlisten. Aber mal ehrlich, in dieser freizeitleeren Zeit gönnt man sich ja sonst nichts – außer in meinem Fall einen neuen Haarschnitt und viele, viele neue Schuhe. Aber in irgendeinem Seminar im Studium habe ich mal gelernt oder irgendwo gelesen, dass man sich belohnen soll für gute Leistungen, und glaubt mir, Studierende leisten vor und während einer Prüfung oder Abschlussarbeit viel, sehr viel. Und wenn sie schon keinen Orden bekommen, dann wenigstens ein neues Kleidungsstück, elektronisches Gadget oder Schmuck.

Doch ich habe im letzten halben Jahr nicht nur fleißig die Wirtschaft angekurbelt, sondern auch das Spazierengehen für mich entdeckt. Von morgens bis abends sitzen ist einfach nicht auszuhalten. Neben dem Auspowern und der Abwechs-

lung beim Sport kann ich das Lernen während des Spazierengehens nur empfehlen. Sicherlich schaut der ein oder andere irritiert, wenn man als junger Mensch Selbstgespräche führt, aber so bekommt man wenigstens etwas Sonne und Frischluft. Denn ehrlich gesagt, die Zeit ist hart – gemütliche Sonntage mit Freunden auf der Couch, ein gutes Buch am Nachmittag: Fehlanzeige.

Ich lerne in der Küche, am Schreibtisch oder in der Bib. Nach einer gewissen Zeit fällt mir überall die Decke auf den Kopf. Egal wo oder mit wem ich lerne, egal wie viele Bücher ich ausleihe, von denen maximal die Hälfte durchgeblättert wird, ich muss mich immer selbst motivieren, weiterzumachen. Und mal ehrlich: Gehören ein Scheißtag, an dem gar nichts geht, das gemeinsame »Mensen« oder die nahezu täglichen Cafetentreffen nicht einfach auch dazu? Hilft es in der Bib nicht auch zu sehen, dass der Vordermann gern ein Nickerchen macht? Oder dass Professoren beim Lesen ihrer eigenen Literatur gähnen?

Doch die Nacht vor jeder Prüfung ist wie im Film »Und täglich grüßt das Murmeltier«: Tränen, Ohnmachtsgefühle, Schreikrämpfe. Die Lieblingssendung im Vorabendprogramm lasse ich sausen, weil ich eine letzte Nachtschicht einlege, um zum hundertsten Mal alles durchzugehen. Herr über schlaflose Nächte werde ich höchstens mit Baldrian – wahlweise als Tropfen oder Tabletten erhältlich. Das Zittern und die Schweißausbrüche bekomme ich mit dem Vorrat an Mamas homöopathischen Mittelchen in den Griff. Im Bett, natürlich mit den Unterlagen unter dem Kopfkissen (Oma könnte mit ihren Tipps doch Recht haben – einen Versuch ist es wert), spuken neben sämtlichen einverleibten Informationen auch mögliche Fragen und Horrorszenarien durch meinen Kopf. Nach einer viel zu kurzen Nacht ist am nächsten Morgen an Frühstück gar nicht zu denken. Nur noch schnell einen Kaffee und los geht's mit einer Zigarette, einem Red Bull oder einem letzten Panikanruf. Vor der Tür atme ich nochmal tief durch, mein Herz schlägt trotzdem wie beim Marathon. Die Prüfung oder die Abgabe will ich jetzt einfach nur noch hinter mich bringen. Sicherlich gibt es auch die seltene, vorwiegend männliche Spezies,

die frei dem Motto: »Scheiß dir nix, dann feid da nix« lebt. Beneidenswert.

Die Prüfung: »Ich funktioniere.«

Letztlich bleiben einem in den Minuten kurz vor der Prüfung nur noch die Stoßgebete. Spätestens jetzt werde ich vom selbstsicheren Studenten zum unwissendsten Menschen überhaupt und frage mich, warum ich das alles hier überhaupt mache. Doch dann geht die Tür auf und der Professor steht vor mir. Ich setze mein Pokerface auf und stelle überraschenderweise insgeheim fest: Auf dieses Kurzzeitgedächtnis kann ich bauen. Die Prüfungszeit vergeht wie im Flug und plötzlich fällt mir auch wieder ein, dass Prüfer auch nur Menschen sind. Die Gedanken an die oftmals vernachlässigte Körperpflege verflüchtigen sich in dieser Zeit ebenso wie die Selbstzweifel Sekunden zuvor. Ich funktioniere. Wie? Keine Ahnung. Ich weiß nur, dass ich

alle Kräfte mobilisiere bis die Zeit rum ist und ich endlich aufatmen kann. Geschafft. Alles, was jetzt noch kommt, ist mir erst mal egal. Zwar bange ich bei mündlichen Prüfungen nochmal kurz um die Note und schicke wiederrum Gebete Richtung Himmel, doch das Gefühl »geschafft, vorbei, genug gelernt!« bleibt bestehen.

Bei 14 schriftlichen und mündlichen Prüfungen ist die letzte natürlich immer die schönste. Erst etwas später realisiere ich vollständig, dass die Prüfungs- und sogar Studienzzeit vorbei ist. Sofort weiß ich nur, dass ich an diesem und den nächsten Tagen feiern werde und dass das Leben mich endlich wieder hat.

So anstrengend und aufregend die Zeit auch war, ich habe sie hinter mich gebracht – und irgendwie gehört das alles einfach dazu. Wieder alles im Griff, auf dem sinkenden Schiff. Es ist vor allem dies, was ich euch mitgeben kann. Immer weitermachen. Ruhe bewahren. Ans Limit gehen. Und nie hysterisch werden: keine Panik auf der Titanic.

Reklame

immer frisch Lebensmittel Hechtbauer immer freundlich

im Herzen der Universität Regensburg

Tag für Tag
auf's neue:

Heiße Theke
Wurst & Käse
Backwaren
Obst & Salate

Unser Service
für Sie:

Briefmarken
Telefonkarten
RVV-Tickets
Wertcoupons

Öffnungszeiten:

immer durchgehend

in der Vorlesungsfreizeit täglich

Mo. – Do. 8.00 bis 18.00 Uhr
Fr. 8.00 bis 16.00 Uhr

8.00 bis 16.00 Uhr

Lehrer- schwemme

TEXT Anna Kühner

»Hys|te|rie« [hyste'ri:]

Hysterie wird als psychische Störung bereits in der Antike beschrieben, wobei man die Ursache in der Gebärmutter (»hystera«) suchte. Im Mittelalter galt die Hysterie als Zeichen der Besessenheit durch den Teufel.

Heutzutage ist Hysterie kein psychologischer Fachbegriff mehr und wurde durch histrionische Persönlichkeitsstörung bzw. dissoziative Störung ersetzt. Merkmale einer histrionischen Persönlichkeitsstörung sind schauspielerartiges und exaltes Verhalten, übertriebene Emotionalität und übermäßiges Streben nach Aufmerksamkeit. Dissoziative Störungen umfassen Bewegungs- und Sinnesausfälle wie z. B. Lähmungen, Blindheit und Taubheit, bei denen sich allerdings keine organischen Ursachen finden lassen.

Da dissoziative Störungen nicht selten bald nach Schädel-Hirn-Verletzungen auftreten können, ist eine neurobiologische Grundlage im Gehirn naheliegend; die entsprechenden neurophysiologischen Mechanismen sind jedoch unbekannt.



Nachgefragt bei: Prof. Dr. Klaus Lange, Lehrstuhlinhaber für Biologische und Klinische Psychologie am Institut für Experimentelle Psychologie. Er beschäftigt sich unter anderem mit der Entwicklung psychologischer Testverfahren zu Leistungsmotivation.

Die Panik, nach dem Lehramtsstudium keinen Job zu finden, schwingt wie ein Damoklesschwert über alle Lehramtsanwärter. Doch wie begründet ist diese Hysterie? Wie sieht die Jobsituation derzeit aus? Welche Alternativen gibt es?

Momentan sind die Einstellungschancen für Lehrer in Bayern eher schlecht. Auf einen offenen Arbeitsplatz kommen momentan 3,5 fertige Lehrer, Tendenz steigend. Dazu kommt, gerade in Regensburg, der Lehramtsuni schlechthin, eine wahre Lehramtsstudenschwemme. Davon am meisten betroffen ist das Lehramt Grundschule und das Lehramt Gymnasium in einigen Fächern, besonders Deutsch. Aber warum entscheiden sich so viele für ein Studium, an dessen Ende wahrscheinlich keine Stelle steht?

Oft ist es wohl tatsächlich der Beamtenstatus, der lockt. Ein regelmäßiges, von der Wirtschaft weitgehend unabhängiges Gehalt, der unkomplizierte Wiedereinstieg nach dem Mutterschafts- oder Vaterschaftsurlaub. Insgesamt hat ein verbeamteter Lehrer einen familienfreundlichen Beruf, denn es ist relativ einfach, von Vollzeit auf Teilzeit zu wechseln. Auch die Aussicht auf einen Job, der nicht so einfach gekündigt werden kann, ist ein erstrebenswertes Ziel. Ein weiterer Grund für den Job ist der Kontakt mit Menschen, der nach Möglichkeit intensiv und abwechslungsreich ist.

Außerdem bewahrt man sich gleichzeitig das Gewohnte. Man kommt von der Schule und wird wieder an die Schule gehen. Manche streben sogar eine Laufbahn an der Schule an, an der sie bereits selbst gelernt haben. All das scheint besonders auf Frauen zuzutreffen, knapp 70 Prozent aller Lehramtsstudierenden bayernweit sind weiblich.

In Regensburg sind etwa ein Viertel aller Studierenden Lehramtskandidaten. Das hört sich zwar gar nicht so viel an, rechnet man jedoch Fakultäten weg, die keine oder nur sehr wenige Lehramtsausbilder, wie beispielsweise Jura, Psychologie oder Medizin, kommt man auf eine recht Quote.

Konkret bedeutet das in erster Linie eines: volle Hörsäle. Da es Vorlesungen gibt, die jeder Lehramtsstudierende besuchen

muss, beispielsweise Pädagogik, kommt es vor, dass im H2 auch die Treppen besetzt werden. Konzentriertes Mitschreiben und Mitlernen ist unter solchen Umständen schwierig. Davon abgesehen ist es auch für Dozenten nicht leicht, einer Masse von über 300 Studierenden gegenüberzustehen.

Und für alle, die nun resigniert in die Lautschrift starren und sich überlegen, den Studiengang zu wechseln: Es gibt für Lehrer auch andere Möglichkeiten, Schule zu machen. Zunächst einmal: Es sind nicht alle Fächer davon betroffen. Mathelehrer beispielsweise werden händeringend gesucht. Das Seltsame an der Sache ist, dass dem Lehrerüberangebot ein Lehrermangel in manchen Fächern und für die Hauptschule gegenübersteht. Auch einige Bundesländer haben Probleme, gut ausgebildete Lehrer zu finden. Es kommt mittlerweile relativ häufig vor, dass »richtige« Mathematiker nach einem zweiwöchigen Pädagogik-Crash-Kurs als Lehrer in Klassen gehen und dann innerhalb von zwei bis drei Jahren vom Burnout betroffen sind, weil sie mit den Anforderungen von Schülern nicht zurechtkommen. Beispielsweise ist es schwer, den Stoff, der Schülern beigebracht werden soll, auf Schülerniveau zu vereinfachen. Ständig muss man seinen Stoff im Lehrplan nachschlagen, ob die Kinder das Vorwissen bereits haben und ob man eine bestimmte Methode anwenden darf. Denn Lehrer unterrichten keine Fächer, sie unterrichten Schüler.

Da die meisten aber nicht Mathe, sondern eines der überlaufenen Fächer wie Germanistik studieren: Alle die, die nicht von der Uni »wegverbeamtet« werden, müssen sich vielleicht ein bisschen mehr anstrengen, werden aber auch einen Job finden, denn die Prognosen müssen nicht unbedingt stimmen. Und selbst wenn sie doch zutreffen: Nachhilfe, Abendgymnasium oder auch Seniorenbildung, es gibt viele Möglichkeiten, einen Job außerhalb der Schule zu finden. Mit ein wenig Flexibilität und Freude an der Arbeit hat jeder die Chance, später in seinem Traumjob tätig zu sein und davon auch leben zu können.

Was versetzt dich in Hysterie?

»Zeitdruck! Und wenn man etwas, das man versprochen hat, nicht einhalten kann« (Miriam, 24; Jura, 8. Semester) / »Die Studienzeit, also ob man 12 oder 14 Semester braucht« (Katharina, 25; Psychologie, 12. Semester) / »Viele Menschen!« (Melanie, 25; BWL-Master, 4. Semester) / »Unzuverlässigkeit« (Marina, 25; Lehramt Gymnasium, 9. Semester) / »Eine riesige Spinne!« (Lisa und Anna, 25; BWL, 10. Semester)

»Schöne Schuhe, die nicht teuer sind!«

Lara, 23; Jura, 5. Semester



»Wenn's in der Mensa was Gutes zu essen gibt!«

Robert, 24; Immobilienwirtschaft, 1. Master-Semester



»Mäuse!«

Raphaela, 24; Mathematik und Latein, 9. Semester



»Hinterhältigkeit!«

Miriam, 26; Lehramt Gymnasium, 10. Semester



»Hysterisch war ich schon lange nicht mehr - eigentlich war ich es noch nie«

Martin, 24; Mathematik, 9. Semester



Torschlusspanik bei der Partnersuche? Die Lautschrift undercover beim Speeddating. Ein Selbstversuch.

Glücklich in sieben Minuten

TEXT Orla Finegan und Cathrin Schmiegel

Du bist Mitte 20, mit deinem Studium voll ausgelastet und Single?

Beunruhigt? Nein! Es gibt zahlreiche Möglichkeiten, den oder die Richtige kennenzulernen. Uni und Nachtleben bieten sich an: Da gibt es dieses nette Mädchen aus der Vorlesung am Mittwochmorgen. Aber sie denkt Gomez wäre ein Hartkäse. Dann findet sich vielleicht beim Ausgehen jemand. Wie wäre es mit dem Orlando-Bloom-Verschnitt in der Suite, der dich beobachtet? Doch noch nicht mal mit dem dritten Mojito schafft es einer von euch seine Schüchternheit zu überwinden und ihr geht wieder ohne Nummer heim. Langsam kommen die Zweifel: Wieso sind andere seit Jahren in einer festen Beziehung, während dein Froschkönig noch im Teich dümpelt?

Ist es berechtigt, jetzt schon nervös oder gar hysterisch zu werden? Du bist ja noch jung. Aber diese Torschlusspanik ist trotzdem da.

Wir, zwei Bachelorstudenten, haben uns gefragt, ob es denn wirklich so kompliziert sein muss und wollten eine Methode testen, bei der das lästige Ansprechen einfach wegfällt und man schon im Voraus weiß, ob das Objekt der Begierde vergeben ist. Dafür sind wir zum Speeddating gegangen. Der Single von uns beiden nahm inkognito teil, die Andere befragte die Teilnehmer vor Ort nach ihren Erfahrungen.

Ab jetzt heißt es: Dreizehn Teilnehmer, zwei Perspektiven und eine offene Frage:

Kann man glücklich werden in sieben Minuten?

Vogelperspektive – die-Reporterin: Das »Dombrowski« ist an diesem Sonntagnachmittag gut besucht. Der Veranstaltungsraum im hintersten Eck ist nur durch einen geöffneten Vorhang vom Rest des Lokals abgetrennt. Spätestens dort muss man sich aber als Speeddater outen und sich auf den Präsentierteller stellen. Als ich dort um Viertel vor vier eintreffe, fehlt noch über die Hälfte der Teilnehmer. Sie trudeln erst nach und nach ein; vermutlich hatten sie Angst, die Ersten zu sein. Die Stimmung unter den Teilnehmern ist vor Beginn leicht angespannt und alle Neuankömmlinge werden erstmal neugierig beäugt.

Susanne (*alle Namen wurden von der Redaktion geändert*) ist mit zwei ihrer Freundinnen hier. Es ist ihr erstes Mal beim Speeddating. So wie die meisten anderen auch, will sie einen lustigen Nachmittag verbringen. In einem anonymen Fragebogen, den ich nach der Veranstaltung austeile, werden einige aber etwas konkreter: Sechs von dreizehn Leuten geben an, dass neue Kontakte und Bekanntschaften durchaus auch das Ziel des Speeddatings waren. Generell zeigt sich bei der Auswertung des Fragebogens, dass die Teilnehmer hier unbefangener antworten als im persönlichen Gespräch. So kommt heraus, dass insgesamt nicht nur einer, sondern zwei Männer schon einmal an einem Speeddate teilgenommen haben. Interessant ist, dass sich beide für schüchtern halten.

Nachdem klar geworden ist, dass nicht mehr alle Teilnehmer erscheinen würden, erklärt die Betreuerin aka »DatingAngel« Isabelle die Spielregeln und eröffnet die erste Runde. Insgesamt nehmen sechs Frauen und sieben Männer teil. Da in jeder Runde ein Mann aussetzen muss, darf ich mich an den freien Platz setzen und mich mit ihnen unterhalten. Ein eher introvertierter wirkender Mann erzählt mir gleich zu Beginn, dass er auch andere Varianten der aktiven Partnersuche wie Blinddates ausprobiert hat. Damit hatte er aber »noch weniger« Erfolg.

Für unsichere Menschen bietet sich bei einem Speeddating die Möglichkeit, mit vielen anderen ins Gespräch zu kommen, ohne den ersten Schritt des Ansprechens machen zu müssen. Zudem ist es auch beruhigend zu wissen, dass die Situation nach »nur« sieben Minuten überstanden ist. Nach den üblichen Fragen zu Name, Alter und Beruf kann man die restliche Zeit auch noch irgendwie mit Small Talk überbrücken. Und wenn doch mal peinliches Schweigen auftritt, hilft die Datingagentur: Auf Notizzetteln sind zusätzliche Gesprächsthemen aufgelistet. Wenn das auch nicht funktioniert, kann man nach ein paar Minuten ganz ohne schlechtes Gewissen flüchten. Denn laut einer 2005 veröffentlichten Studie wissen die meisten Menschen schon nach drei Sekunden, ob sie ihr Gegenüber besser kennenlernen wollen oder nicht.

Den Fragebögen nach zu urteilen, scheinen die Teilnehmer vom Konzept überzeugt. Zwölf von dreizehn geben an, dass ihre Erwartungen wie »Kontakte«

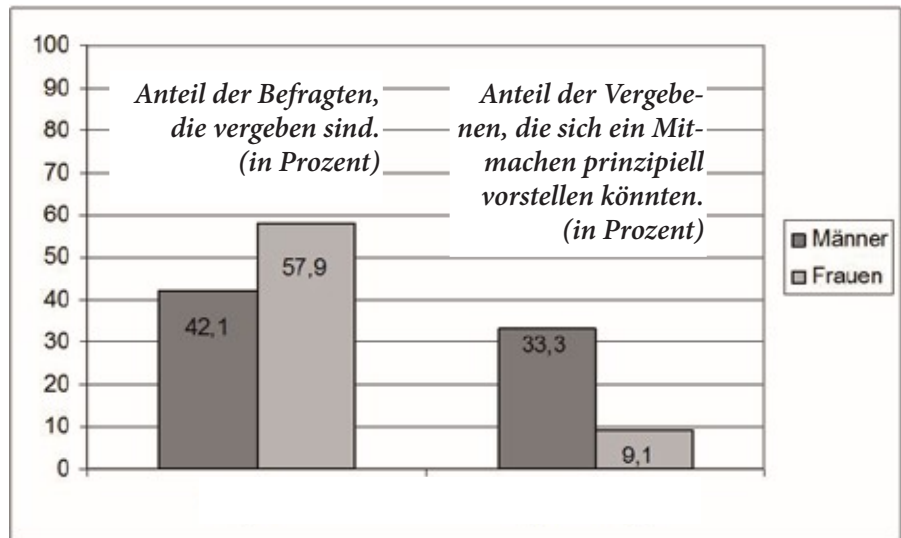
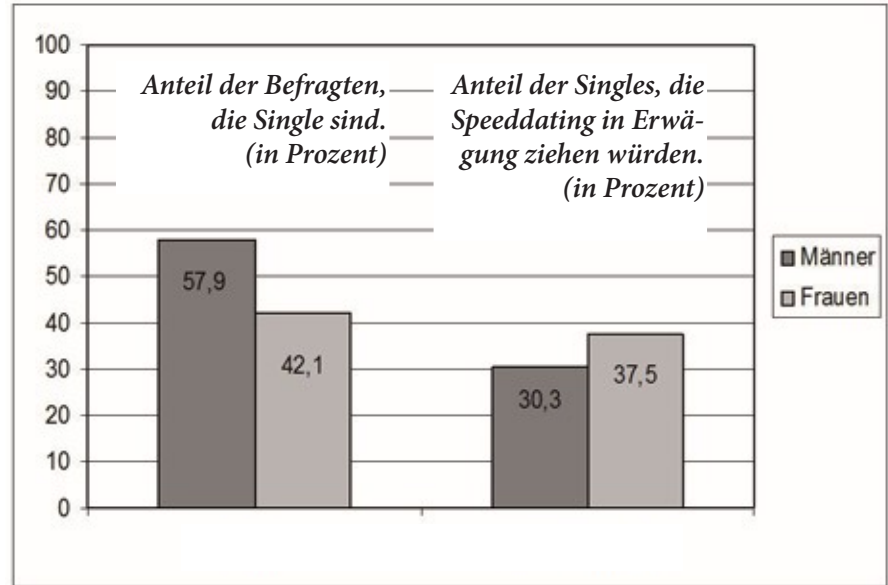
oder »Spaß« erfüllt wurden und immerhin neun Personen können sich vorstellen, noch einmal beim Speeddating mitzumachen. Doch eine Frage bleibt im Raum stehen: Wie fühlt sich ein Teilnehmer wirklich?

Undercover – der Selbstversuch: Mir als Single fällt also die Aufgabe zu, inkognito am Speeddating teilzunehmen. Der Gedanke, es könnte wirklich jemand dabei sein, der mir gefällt, ist verlockend. Gleichzeitig ist es mir irgendwie peinlich, dass ich mich tatsächlich dazu hinreißen lasse, Erwartungen in so eine Veranstaltung zu setzen. Vor dem Treffen musste ich ein Onlineprofil anlegen, 30 Euro Teilnahmegebühr zahlen und meine Altersklasse (22 bis 32 Jahre) angeben. Die ersten Zweifel keimen auf, aber da wir unser Vorhaben schon groß angekündigt haben, steht Kneifen außer Frage. Ich muss da also durch.

Das Speeddating beginnt offiziell um vier Uhr nachmittags, doch um einen reibungslosen Ablauf zu garantieren, sollen die Teilnehmer eine Viertelstunde vorher da sein. Ich bin schon drei Stunden vorher fertig, insbesondere mit den Nerven. Ich weiß ja, dass ich nur darüber schreiben möchte, aber wie frustrierend wäre es, wenn mich keiner gut fände?

Dann ist es soweit: Ich komme mit mulmigem Gefühl ins »Dombrowski«. Ein paar andere sind schon da. Ich sehe eine meiner Konkurrentinnen und das Erste, was ich denke, ist: »Muss die denn so hübsch sein?« Ich setze mich dann neben sie an einen der freien Tische. Da der Raum ungefähr so groß ist wie ein durchschnittliches Wohnzimmer, kommt man direkt ins Gespräch. Eigentlich ist es ganz lustig. Ich erfahre von der hübschen Frau neben mir, die etwa vier Jahre älter als ich ist, dass sie die Teilnahme geschenkt bekommen hat. »Ich auch«, erwidere ich spontan. Zwei Männer sind auch schon da. Ehrlich gesagt hoffe ich, dass die Auswahl noch besser wird. Wenigstens lässt meine Nervosität allmählich nach, da jeder ganz offen darüber redet, wie unsicher er oder sie sich gerade fühlt.

Und dann kommt meine Lautschrift-Kollegin herein. Ich tue so, als sähe ich sie zum ersten Mal. Sie spielt kurz unsere mittags ausgearbeiteten Fragen durch.



Grafiken: Treppmann, Finegan, Schmiegel

Nachgefragt:

Wir wollten wissen, wie hoch die Teilnahmebereitschaft für ein Speeddating an unserer Universität generell wäre. Dafür haben wir 114 StudentInnen befragt. Die eine Hälfte befand sich in einer Beziehung, die andere Hälfte war vergeben. Auch der Männer- und Frauenanteil beträgt 50/50.

Die Tische füllen sich allmählich immer mehr und schließlich setzt sich schon vor Beginn ein Typ zu mir. Er heißt Tobi. Wir beginnen ein intensives Gespräch. Als perfekter Aufhänger gilt hier wieder, wie man denn in diese Lage geraten ist. Er ist zwar kein Disco-Orlando-Bloom, aber er ist wirklich nett. Und ziemlich aufgeregt, was wiederum mich ungemein beruhigt. Mittlerweile haben wir schon einige Themen abgehakt: Er hört Rammstein – das ist zwar nicht ganz mein Fall, aber wenigstens hat er überhaupt einen festgelegten Musik-

geschmack. Was auch positiv ist: Er mag Festivals.

Dann geht das eigentliche Spektakel los. Jeder bekommt ein Glas Prosecco zum Lockerwerden serviert und der »DatingAngel« läutet die erste Sieben-Minuten-Periode ein. Tobi und ich reden unbeeindruckt weiter, wir haben ja schon angefangen. Er erzählt von seinem Job im Krankenhaus, ich von der Uni. Da wir schon relativ viel Vorsprung haben, kommen wir auch über die typischen Themen wie Hobbys hinaus. Mitten im Satz sind ▶▶

die sieben Minuten vorbei, hastig werden noch schnell die letzten Sätze beendet. Jetzt soll man sich Notizen auf dem vorgefertigten Zettel der Agentur machen. Wiedersehen, ja oder nein? Er ist zwar sehr sympathisch, aber an einem Rendezvous bin ich nicht interessiert.

Viel Zeit zum Reflektieren habe ich nicht, denn es kommt schon der Nächste. Die Männer müssen den Platz wechseln, die Frauen bleiben sitzen. Ich fühle mich so, als würde ich Audienzen geben. Der Neue stellt sich vor, er heißt Franz. Die Glocke klingelt und die Zeit läuft. Der Einstieg ist holprig. Außerdem weiß ich gleich, dass er mir zu alt ist: 30 – ich frage an irgendeiner unpassenden Stelle danach. Zudem habe ich eh kein Interesse an ihm. Nicht einmal drei Sekunden habe ich gebraucht, um das zu merken. Das Gespräch ist trotzdem interessant. Er will umsatteln und seinen Techniker machen – halt: Hat er gerade gesagt, er wohnt bei seinem Stief- oder bei seinem ehemaligen Schwiegervater? Es ist einfach zu laut hier, der Raum zu klein. Ich weiß aber auch nicht, was mir lieber wäre. Ich denke gerade kurz darüber nach und schon läutet die Klingel.

Ist auch egal. Wieder ein Neuer an meinem Tisch, das Gespräch plätschert so vor sich hin. Und so setzt sich das Spiel fort. Ich erwähne wahrheitsgemäß jedes Mal, dass ich Politikwissenschaft studie-

re, dass ich in den Journalismus will und wie alt ich bin. Die anderen erzählen von sich. Der Zeitdruck ist dabei allgegenwärtig. Man versucht also möglichst galant, die Themen zu wechseln, ohne den anderen zu unterbrechen.

Mir wird das alles zu viel, ich habe keine Lust, alles in so kurzen Abständen immer wieder durchspielen zu müssen. Ich lächle aber die ganze Zeit vor mich hin. Ich weiß nicht, ob ich mich damit selbst davon überzeugen will, dass das hier gut wird oder ob ich mich den anderen gegenüber verpflichtet fühle, unglaublich charmant zu sein. Ich muss ja zugeben, dass die anderen alle auf irgendeine Art interessant sind. Dennoch schaffen es Erzählungen über physikalische Sachverhalte eher weniger, mein Herz zu erobern. Und dann setzt sich Adrian an meinen Tisch. Da er mich kontinuierlich schief angrinst, bin ich mir nicht sicher, ob er sich insgeheim über mich lustig macht. Zudem bombardiert er mich mit Fragen über meine Zukunftspläne. Unmerklich rücke ich mit meinem Stuhl immer weiter zurück.

Danach kommt Philip. Der sieht doch ganz gut aus. Er arbeitet mit Adrian in Ingolstadt bei Audi, irgendetwas in der Computerentwicklung. Das Gespräch ist wirklich lustig: Wir reden unter anderem über meine Pläne, in den politischen Journalismus zu gehen. Bei der Anmerkung, ob

ich meine Mitschreiberin dann nicht auch von der Uni kenne, komme ich ins Schwitzen. Ich habe auch absolut keine Ahnung, wieso er mich dann fragt, ob ich gut lügen kann. Woher weiß er denn das mit dem Artikel? Tut er nicht. Ich überspiele das Ganze mit einem Witz und plötzlich reden wir über irgendwelchen Nonsense, der uns einfällt. Endlich nicht mehr diese Verhör-situation, sondern ein witziges Gespräch. Leider achte ich, weil ich mich gerade so amüsiere, gar nicht auf das Voranschreiten der Zeit. Schon ist diese vorbei.

Dann kommt auch schon der letzte Kandidat: Gérard. Und mir wird auf einmal schmerzlich bewusst, wie relativ Zeitgefühl ist. Er ist Franzose. Von dem verführerischen Charme, den man seinen Landsleuten nachsagt, hat er leider nichts. Er ist einfach viel zu schüchtern und ich bin mittlerweile einfach zu fertig, um so lange auf die Beendigung eines Satzes zu warten.

Als das finale Klingeln ertönt, ist der ganze Zirkus vorbei. Ich atme durch. Mein Kopf schwirrt und ich bin total ernüchert. Zum Glück habe ich zwei Tage Zeit, um mich online zu entscheiden, wen ich wiedersehen möchte. Tendenzen sind vorhanden, aber ich will erst mal meine Ruhe. Ich glaube, den andern geht es ähnlich. Wollten wir nach dem Speeddating anfangs noch gemeinsam etwas unternehmen, löst

Speeddating: Schnelle Infos

Ursprung

- Seinen Ursprung hat diese moderne Art der Partnersuche in Amerika. Der Rabbi Yaacov Deyo veranstaltete Ende der 90er Jahre die ersten Speeddates, um junge, jüdische Singles zu verkuppeln.
- Sieben mal sieben mal sieben lautete seine Zauberformel: sieben Frauen, sieben Männer und jeweils sieben Minuten Zeit um einen ersten Eindruck vom Gegenüber zu bekommen. Wie auch in anderen Religionen, ist die 7 im Judentum eine bedeutungsvolle Zahl.

Bekanntheit

- Durch Szenen in Filmen und Serien wie »Hitch-der Date Doktor«, »Sex and the City«, oder auch der deutschen Produktion »Shoppen« ist Speeddating heutzutage den meisten ein Begriff.

Nachfrage

- Generell ist die Nachfrage bei beiden Geschlechtern ausgewogen, in der Altersklasse 45+ ist jedoch die Nachfrage der Frauen deutlich größer.
- Außerdem gibt es auch regionsspezifische Unterschiede. In Städten mit Technischen Universitäten sind z.B. die männlichen Teilnehmerplätze schneller ausgebucht.
- Mit der wachsenden Bekanntheit der Dating-Methode wächst auch das Angebot.

sich die Gruppe im Nachhinein doch recht rasch auf.

Der Abschluss des Experiments: Nach dem Treffen gehe ich auf mein Onlineprofil, um noch meine Wertungen abzugeben. Ich soll mich jetzt entscheiden, mit wem ich ein erneutes Treffen in Betracht ziehen würde. Das Gefühl, dass einer von ihnen meinen potentiellen neuen Freund abgeben könnte, hatte ich bei keinem. Eher bekam ich den Eindruck, zu jung für diese Veranstaltung zu sein. Mit Philip habe ich trotzdem noch Kontakt, er hat sich zwei Tage danach bei mir gemeldet. Die E-Mails sind genauso lustig wie unser Sieben-Minuten-Date.

Das Fazit: Ganz klar müssen wir dem Speeddating seine Vorteile einräumen: Wo bekommt man sonst in solch wohl dosierten Häppchen die Gelegenheit, etwas über wildfremde Menschen zu erfahren und einen ersten Eindruck zu gewinnen? Wenn man wirklich extrem schüchtern ist, könnte das die Lösung sein. Für unseren Single hat dieses Konzept nicht wirklich funktioniert. Das ist vielleicht Geschmackssache. Und um es ehrlich zu sagen: Die alte Form des Kennenlernens macht doch einfach mehr Spaß. Ein bisschen Improvisation und Eigeninitiative gehören da einfach dazu. Mit Mitte 20, an einer Uni mit aktuell 20 273 eingeschriebenen Studierenden sollte Schüchternheit nicht das größte Problem sein. Man hat so viele gute Ausreden, um mit diesen Menschen ein Gespräch anzufangen.

Also bitte nicht hysterisch werden: Für Torschlusspanik ist später noch genug Zeit. ☺

~ Gewinnspiel:

Ihr seid noch auf der Suche und wollt nicht warten? Spart euch die Teilnahmegebühr: Die Lautschrift verlost zusammen mit der Speeddating-Agentur »www.speeddating.de« zwei Tickets. Und so geht's: Schickt einfach eine Nachricht mit eurem lustigsten/peinlichsten Date-Erlebnis an die Mail-Adresse: lautschrift@googlemail.com (Betreff: »Speeddating«). Das lustigste beziehungsweise peinlichste Erlebnis gewinnt.

Glosse

Welchen Virus hätten's denn gern?

Von Lucia Mederer

Wer erinnert sich nicht mehr an BSE? Über zehn Jahre ist es her, dass der Rinderwahn uns befiel. Ach, das waren noch Zeiten! Damals war es eine richtige Sensation, dass eine solch ominöse Krankheit vom Tier auf den Menschen hüpfen sollte und zwar durch Verzehr des Ersteren. Vorher kannte man vielleicht Salmonellen, aber die bewirkten im Normalfall lediglich eine unangenehme Beschleunigung des Verdauungsvorgangs. Nun aber drohte von allen Seiten das potenziell todbringende Fleisch, nicht mal mehr dem Metzger um die Ecke konnte man trauen. »Ist da BSE drin?«, fragte eine ältere Dame lakonisch an der Fleischtheke, woraufhin ihr die Verkäuferin beteuerte, das Fleisch sei absolut sicher. Selbige Aussage hatte man schon zur Genüge von Politikern gehört und so musste es ja stimmen. Die alte Dame kaufte beruhigt ihr Rinderhack, welches ihr zu ihrem großen Glück gut zu bekommen schien, denn eine Woche später sah ich sie wieder im Supermarkt. Andere waren da weitaus vorsichtiger und bestellten sich bei McDonalds nur noch Chicken. Selbst beim Anblick der Milka-Kuh packte manchen das kalte Grausen. Letztendlich blieb der Rinderwahn aber das Problem der Briten, wenngleich er in Deutschland sämtliche Medien infizierte. Man konnte aber auch zu gut darüber spekulieren, sich zu gut darüber auslassen! Sogar ihren eigenen Handyklingelton hatte die BSE-Kuh.

Als man sich an diesem Thema dann sattgehört hatte, als es aus der Welt war, weil nicht mehr darüber berichtet wurde, trat plötzlich die Maul- und Klauenseuche auf die Bühne und schränkte unseren Speiseplan weiter ein. Ein paar Jahre später brachte die Vogelgrippe, auch bekannt unter dem spektakuläreren Namen H5N1, Abwechslung - also auch nix mehr mit Chicken. Man konnte das gerade noch so verkraften, weil man sowieso längst wieder Cheeseburger aß. Aber sicher fühlte man sich in diesem neuen Pestzeitalter längst nicht mehr. Nach einer weiteren

Schonfrist brach dann die Schweinegrippe aus - Moment mal, Schwein, das hatten wir doch schon? Richtig, mit dem Sonntagsbraten hatte diese Seuche eigentlich gar nichts zu tun, vielmehr infizierte man sich direkt bei seinem Mitmenschen, und den konnte man auf Dauer kaum meiden, auch wenn man es zum eigenen Wohl vielleicht gern getan hätte. Andererseits brauchte man ja auch jemanden, um sich über die eigenen Sorgen und Ängste bis ins Detail auszutauschen. Jedenfalls war diesmal erst recht Panik angebracht, erfuhr man ja auch regelmäßig von neuen (deutschen!) Todesfällen. Man wollte sich ja impfen lassen, um sich nicht der Gefahr schutzlos auszuliefern, aber dann ging auch noch der Impfstoff zur Neige! Nein, das war schon was ganz anderes als die stinknormale Grippe. Einen positiven Nebeneffekt hatte die neue Grippe aber auch: Endlich bekam man mal beigebracht, wie man sich richtig die Hände wäscht!

Da man sich unter Grippe zu viel vorstellen konnte, war bald klar, dass wieder eine geheimnisvollere Krankheit her musste, eine Krankheit, die man, wie die meisten ihrer Vorgänger, im wahren Sinne des Wortes großschrieb: EHEC. EHEC bereitete zudem endlich der Diskriminierung von Vegetariern ein Ende. Auch diese haben schließlich ein Recht, ihre Essgewohnheiten für begrenzte Zeiträume umzustellen. Man konnte nie wissen, ob auf dem nächsten Salatkopf oder der nächsten Gurke der Erreger lauerte. Vorsorglich übte man sich lieber in Askesse und entsagte jeder erdenklichen Rohkost. Ehe man vom Siechtum dahingerafft wurde, ernährte man sich lieber ungesund. Zur allgemeinen Enttäuschung stellte sich aber heraus, dass die Bedrohung von einem Lebensmittel ausging, auf dass man ohnehin gut verzichten konnte.

Auch diese aufregende Zeit ist inzwischen Geschichte. Im Moment ist in den Medien mal wieder nichts geboten außer so langweiligen Themen wie Politik oder Wirtschaft. Gespannt warten wir ab, welche Epidemie uns als Nächstes den nötigen Nervenkitzel bescheren wird.

ystokratie

TEXT Tanja Stephan

alb sechs Uhr morgens und der Wecker klingelt. Und das in den Semesterferien, wie kann das sein? Mit müden Augen fahre ich meinen Laptop hoch und suche auf

der Uni-Homepage nach meiner Fakultät und den Lehrveranstaltungen. Die gewünschten Kurse werden schon einmal angeklickt und die nächste halbe Stunde hat mein Zeigefinger nichts anderes zu tun, als immer wieder F5 zu drücken, während ich hoffe, dass der womöglich überlastete Server mich nicht rausschmeißt.

Es ist mal wieder so weit, der Semesterstart steht bevor und der Stundenplan muss zusammengestellt werden. Leider bin ich nicht die Einzige, die sich per Internet für Kurse anmelden muss: Tausende haben das gleiche Problem. Ist es endlich sechs Uhr und die Anmeldungsseite freigeschaltet, zählt jeder Augenblick: So schnell wie möglich die Matrikelnummer eingeben! Mit etwas Glück bin ich ein paar Sekunden später mit 24 anderen Studenten bedingt zum Kurs zugelassen und kann beruhigt noch mal ins gerade kalt gewordene Bett zurückkriechen.

Doch wer zu langsam ist oder einfach keine Lust hatte, schon so früh aufzustehen, ist bereits **um 6.03 Uhr Nachrücker Nummer 51** und hat nur noch geringe Chancen, das Seminar besuchen zu dürfen. Im Besonderen gilt dies für die beliebten Kurse der studienbegleitenden Fremdsprachen- und IT-Ausbildung und des Hochschulsports.

So sind im Wintersemester 2011/2012 zu einem der UNICert-I-Spanisch-Kurse 30 Studenten zugelassen worden, während 42 Nachrücker Pech hatten. Dabei brauchen viele die Leistungspunkte doch unbedingt und kriegen Panik, dass das Studium schon jetzt nicht mehr in der Regelstudienzeit zu schaffen ist. In der ersten Vorlesungswoche sitzen dann oft Hunderte von hysterischen Nachrückern in überfüllten Hörsälen, die dem Dozenten nicht glauben wollen, dass er sie nicht mehr aufnehmen kann. Argumente wie »Aber ich bin in noch keinen Kurs reingekommen!« sind dort das ein oder andere Mal zu hören. Erstsemester haben besonders häufig das Nachsehen, weil viele noch keine Ahnung haben, welche Veranstaltungen man absolvieren muss, geschweige denn, wie das mit der Anmeldung funktioniert. In einigen Studiengängen wie BWL oder Jura hat man es in diesem Fall leichter, weil es von Anfang an einen vorgegebenen Stundenplan gibt und den Studierenden die stressige Anmeldungsphase somit erspart bleibt.

Aber selbst die Stundenplan-Besitzer stehen alle Tage wieder vor größeren oder kleineren Hürden der Uni-Verwaltung, die genauso zum Studentenalltag gehören wie der Barabend im Wohnheim. Es kostet die Studenten regelmäßig viele Nerven, sich zu Prüfungen anzumelden und ihre Leistungen einzubringen. Der Grund dafür hat einen Namen: Flexnow. Dieses Prüfungsverwaltungssystem soll seit ein paar Jahren in vielen Fakultäten einer

Was tun bei Verwaltnu

- **Ruhe bewahren:** Behaltet einen kühlen Kopf, oft ist alles nur Panikmache und in Wahrheit hat man für alles viel länger Zeit und mehr Möglichkeiten als vorgegeben. Einfach mal nachfragen, am besten einfach rechtzeitig
- **Hartnäckig bleiben:** Am Anfang des Semesters trotz Nachrückernummer in den Kurs gehen. Manchmal hat man Glück und die anderen haben es sich

vereinfachten Verwaltung der Studentendaten dienen. Auf der einen Seite ist das zwar sehr praktisch, weil man nicht mehr wie zum Beispiel die Medizinstudenten regelmäßig überprüfen muss, ob noch alle Scheine in der Schublade liegen. Andererseits bereitet es vielen doch Kopfzerbrechen, wenn die Klausurzeit bevorsteht. Die Dozenten haben sicherheitshalber schon einmal optimistisch darauf hingewiesen, dass man ja nicht vergessen solle, sich zur Prüfung anzumelden, weil das nachträglich auf keinen Fall mehr möglich sei.

Voll und ganz studentisch will man sich also rechtzeitig am letzten Anmeldungstag eintragen, doch was für ein Pech: Das Prüfungsfach ist nirgends aufzufinden und natürlich hat das Prüfungsamt schon seit Stunden zu. Ist die Klausurzeit endlich überstanden, wartet man gespannt auf seine Noten und checkt jeden Tag sein Flexnow. Blöd nur, wenn das einem dreimal hintereinander weismachen will, man hätte »endgültig nicht bestanden«.

So ging es der Englisch-Studentin Sonja: »Ich musste jedes Mal ins Prüfungsamt und mit der Prüfungsordnung beweisen,

Der Kurs ist überfüllt, Flexnow funktioniert nicht, Schlangen vor dem Prüfungsamt: Stress, Hysterie und Panik sind die Folge, wenn der Verwaltungsaufwand das Studium zu einem einzigen Behördengang macht.

ngsstress an der Uni?

anders überlegt! Wenn man das Seminar wirklich ganz unbedingt braucht, weil es kurz vor 12 ist, darf man es auch belegen.

- **Letzter Ausweg Prüfungsamt:** Vor allem beim Flexnow nie die Ruhe verlieren, manchmal reicht schon eine kurze Email an das Prüfungsamt, um Probleme zu beheben. Meistens erhält man trotz aller Vorurteile eine Antwort.

dass man die Prüfung öfters machen darf.« Kein Wunder, dass sie da sauer wird, denn man hat ja nichts anderes zu tun als in wöchentlichem Rhythmus eine Nummer zu ziehen und darauf zu warten, dass die Zeit vergeht. Teresa, ebenfalls Englisch-Studentin, musste sich schon des Öfteren mit den Launen des Flexnow-Systems herumschlagen und sogar spezielle Formulare zur Eintragung ihrer Noten ausfüllen. Ihr spöttischer Kommentar: »Ich hab' gehört, für so was studieren manche Leute Informatik.«

Zu Recht, wenn man bedenkt, dass das Flexnow eigentlich der Vermeidung genau solcher bürokratischer Umständlichkeiten dienen soll. Medienwissenschaftlerin Jessy hat einen ganzen Büro-Marathon hinter sich: Aufgrund fehlender Leistungspunkte im Flexnow musste sie mehrmals das Prüfungsamt, das Sekretariat der Medienwissenschaft, das der Literaturwissenschaft und ihren Professor aufsuchen, bis ihre Punkte endlich eingetragen wurden. »Das war die schlimmste Odyssee meines Lebens!«, klagt sie.

Vielleicht erscheinen manche dieser

Geschichten einfach nur ärgerlich, aber es muss einem bewusst sein, dass es den Studenten durchaus um ihre Zukunft geht und sie die armen Sekretärinnen berechtigterweise panisch bearbeiten. Die Ohnmacht vor der Bürokratie: Am Ende steht die Hysterie der Studenten – die Bürokratie wird zur »Hystokratie«. Ein Beispiel solcher Panikattacken ist der Fall, wenn nach dem 6. Fachsemester der Status plötzlich auf »Exmatrikuliert (Kein Abschluss erworben)« gesetzt wird, obwohl die BA-Arbeit noch nicht einmal abgegeben wurde. Beim Flexnow-Laien setzt das Herz aus und so führt der nächste Weg – wie soll es auch anders sein – ins Prüfungsamt, um sich dort versichern zu lassen, dass die Exmatrikulation vor dem eigentlichen Studierendende »doch ganz normal ist«.

Übrigens, wenn wir schon bei den Büros sind: Es trägt sicherlich nicht zur Beruhigung der aufgeregten Studenten vor den Türen bei, wenn diese Angst vorm Anklopfen und Eintreten haben müssen. Vielleicht sind es nur einige Ausnahmen, doch wenn ein Sekretariat oder Prüfungsamt weit verbreitet als »**Höhle des Löwen**« bezeichnet wird, sollte man sich in der Tat Gedanken machen. Wir sind unseren Sekretärinnen und Sachbearbeiterinnen sehr dankbar, wenn sie uns bei der Bewältigung des Uni-Alltags helfen können. So wäre es doch schön, mit einem freundlichen Lächeln und nicht mit einem genervten »Was wollen Sie schon wieder?« begrüßt zu werden. Wir können schließlich auch nichts dafür, dass Flexnow be-

schlossen hat, unser Feind zu sein. Für die Erlösung von all den Sorgen ist man schließlich auch bereit, eine Stunde vor dem Prüfungsamt zu warten und sich die Zeit mit Kaffeetrinken totzuschlagen. Nett wäre es auch, wenn einem während der regulären Öffnungszeiten die Tür geöffnet würde. Die Studentin der Vergleichenden Kulturwissenschaften Johanna wurde mit der Entschuldigung abgespeist, man hätte **vergessen, den Schlüssel umzudrehen!**

Bürokratie in Maßen ist notwendig, keine Frage, vor allem angesichts der hohen Studentenzahl, die in diesem Wintersemester die 20 000-Marke überschritten hat. Dass es dabei manchmal drunter und drüber gehen kann, ist also nicht weiter verwunderlich. Doch wenn dabei ständig Ärger oder sogar Panik ausgelöst wird, läuft irgendetwas falsch. Immerhin: Es wird auch versucht, gegen die Tücken des Uni-Verwaltungsstressses vorzugehen. Zum Beispiel wurde in einigen Studienfächern das Talersystem zur Kursanmeldung eingeführt – so werden die Studenten wenigstens vom Frühaufstehen verschont.

Festzuhalten bleibt natürlich auch, dass bisher nur die wenigsten an der Bürokratie komplett gescheitert sind. Irgendwie ist man dann doch flexibel und kann sich an alles gewöhnen. Die Routine-Besuche bei den verschiedensten Ämtern gehören zum Studienalltag dazu – und irgendwie auch zum Erwachsenwerden. Also doch eine gute Vorbereitung auf das spätere Leben?

Exil Elfenbeinturm

Über das Verhältnis von Wissenschaft, Politik und Publizistik, politische Professoren und die Signifikanz der Wissenschafts- und Pressefreiheit.
Auszüge aus einer Rede von Heribert Prantl.

Im Dezember hielt der Journalist und Autor Heribert Prantl, Leiter des Ressorts Innenpolitik und Mitglied der Chefredaktion der Süddeutschen Zeitung, eine Festrede an der Universität Regensburg. Anlass war die Doktorfeier der Fakultät für Rechtswissenschaft, an der Prantl einst selbst promovierte. Nach einem Studium der Rechtswissenschaften, der Geschichte und der Philosophie in Regensburg war der heute 58-Jährige erst als Richter und Anwalt tätig, bevor er sich der schreibenden Zunft anschloss. Der Leitartikler der SZ ist ein entschiedener Verfechter der Grundrechte und des demokratischen Rechtsstaates. In seinem Festvortrag »Das tägliche Brot der Demokratie – Was Wissenschaft, Medien und Politik miteinander zu tun haben« sprach Prantl über die Gefahren und Chancen des Journalismus, kritisierte die Zurückgezogenheit der Professoren und appellierte an den politischen Machtapparat, der Wissenschaft ein offeneres Ohr zu schenken.



»Meine sehr verehrten Damen und Herren, der Journalist und der Professor leben – wenn es sich nicht gerade um einen Professor der Kommunikationswissenschaften handelt – in sehr verschiedenen Welten. Die Welt des einen ist die Welt; die Welt des anderen sind die Paragraphen. Die einen arbeiten im Lärm des Alltags, die anderen in der konzentrierten Stille der Bibliotheken und Seminare. Publizistik und Wissenschaft sind, wie gesagt, verschiedene Welten, Presse ist Presse und Universität ist Universität. Das war in den Anfangszeiten der deutschen Demokratie ganz anders. Damals in den unruhigen und zornigen Tagen des 19. Jahrhunderts, im Vormärz und in den Jahren der bürgerlichen Revolution von 1848/49, damals war ein Professor, ein Rechtsprofessor zumal, nicht allein dies. Er war zugleich Journalist, Redakteur, Publizist. Er war ein politischer Professor. Damals als fast jeden Tag eine neue Zeitung gegründet wurde und wieder verboten wurde, waren Hochschullehrer zugleich die Lehrer der Nation. Sie waren politisch-publizistische Volkslehrer für ein schnell wachsendes bürgerliches Publikum. [...]

Damals, das war die Zeit, in der an die Stelle einer festgefühten Ständeordnung die Idee einer freien, bürgerlichen Gesellschaft trat. Es war die Zeit, als die Deutschen die Straße als Ort des Protestes entdeckten, als sich Erbitterung und Empörung über Majestäten, Fabrikherren und Behörden Luft machten in Protestmärschen, Demonstrationen und Manifestationen. Es war die Zeit, in der in Hunderten von Volksversammlungen über

Gott und die Welt, über Straßenbau und Industrierverschmutzung und über das allgemeine Wahlrecht gestritten wurde. Und diese Volksversammlungen waren eine Art politische Volksschule. Dort lernten Handwerksgehilfen zusammen mit den Studierenden das ABC der demokratischen Rituale. Die Pressefreiheit galt damals allen, die die Verhältnisse nicht so lassen wollten, wie sie waren, als Ur-Grundrecht und als Universalrezept zur Gestaltung der Zukunft. In dem Zauberwort Pressefreiheit flossen damals alle politischen Sehnsüchte zusammen.

Hauptorganisator des Hambacher Festes von 1832, der ersten deutschen Großdemonstration, war unser journalistischer Urahn Philipp Jakob Siebenpfeiffer, geboren im Revolutionsjahr 1789. [...] *Die Zensur ist der Tod der Pressefreiheit – und somit der Verfassung, welche mit dieser steht und fällt*, schrieb er in seiner Zeitung. Und als die Regierung, es war damals mit Rhein-Pfalz leider eine bayerische Regierung, seine Druckerpresse versiegelte, verklagte er sie mit dem Argument: *Das Versiegeln von Druckerpressen ist genauso verfassungswidrig wie das Versiegeln von Backöfen*. Das ist ein wunderbarer Satz, weil darin die Erkenntnis steckt, dass Pressefreiheit das tägliche Brot ist für die Demokratie. Das ist die Hambacher Schlosserkenntnis. Das ist die Jahrhundertkenntnis von 1832: Pressefreiheit ist das tägliche Brot der Demokratie. [...]

»Die Wissenschaftler waren die Lehrer der Nation«

Die wichtigsten Rechtslehrer verließen damals, zumindest zeitweise, ihren Elfenbeinturm. Hegel hat diesen Turm beschrieben, als den *Raum für die Teilnahme an der leidenschaftslosen Stille der nur denkenden Erkenntnis*. Die Rechtslehrer damals nahmen Einfluss – massiven Einfluss – auf die Transformationsbedingungen von Theorie in die Praxis. Sie schrieben Gutachten, Denkschriften, Flugschriften; sie redigierten Zeitschriften und sprachen auf den Konstitutionsfesten und den Volksversammlungen. Nie zuvor, und wohl nie mehr wieder, gab es so viele Professoren-Abgeordnete. [...] Der Einfluss der Universitäten reichte ganz weit in das öffentliche Leben hinein. 1848/49: Es waren politische Gründerjahre. Die Wissenschaftler, die Rechtswissenschaftler zumal, waren zugleich Lehrer der Nation und prägten den Zeitgeist und der Zeitgeist prägte sie. Sie waren die deutschen Gründerväter. Die Entscheidung zwischen Monarchie und Republik, die Garantie der Menschen- und Bürgerrechte, die

Fragen des Wahlrechts und der Kompetenzen der Parlamente, die Teilung der Gewalten, die Öffentlichkeit der Gerichtsverfahren, die Kontrollen der Verwaltung – all das wurde von der Wissenschaft, der Rechtswissenschaft, geistig vorbereitet und – dies vor allem – popularisiert. [...]

Die Menschen damals setzten unendliches Vertrauen in die Kraft des geschriebenen und gesprochenen Wortes. Die Zeit glaubte an das Wort wie keine nach ihr und keine vorher. Das schöne, echte, große und wahre Wort war für sie Erlösung und Lösung. Und die Professoren waren Spezialisten des gelehrten, klugen und sehr oft auch verständlichen Worts. Die Tagespublizistik erlebte damals einen Boom ohnegleichen. Die Zahl der deutschsprachigen Tageszeitungen verdoppelte sich fast von 940 im Jahr 1847 auf 1700 zwei Jahre später. Die Professoren waren Protagonisten dieser Kommunikationsrevolution. [...]

Die Paulskirche repräsentierte überwiegend die politische Haltung des liberalen Bürgertums – nicht die politischen Bewegungen der Revolutionsperiode in ihrer Gesamtheit. Aber: Diese Zusammensetzung war in freier Wahl zustande gekommen. Das Volk hatte diejenigen gewählt, die es für die Klügsten hielt. Über drei Viertel der Abgeordneten, die jemals in Frankfurt aufgetreten sind, hatte ein Studium absolviert, die Hälfte von ihnen an juristischen Fakultäten. Und sie hatten die Kraft – der politischen Stürme zum Trotz – eine Verfassung zu verabschieden. Eine Verfassung, die uns große Übel erspart hätte und noch gelten könnte, wenn sie jemals gegolten hätte – so modern war sie. [...]

Zum ersten Mal gab es ein konkretes Gespräch dafür, dass eine Gesellschaft eine Verfassung braucht, die ihr Halt gibt. Die Nationalversammlung in der Paulskirche hat diesen Halt gesucht, gefunden und vergeblich verteidigt. Wir, Publizisten und Professoren von heute, haben den Beruf und die Berufung, diesen Halt, also das Grundgesetz, das ja in der Paulskirchenverfassung wurzelt, zu verteidigen – und diesen Halt nicht noch einmal zu verlieren. [...]

Den Professoren, und jetzt sind wir schon bei der Aktualität, wurde die angebliche Praxis- und Realitätsferne der Paulskirche in die Schuhe geschoben. Das Wort ‚Professorenparlament‘ wurde zum Schimpfwort. Das Scheitern der Nationalversammlung galt von nun an als eine Folge von abstrakter Professoralität und von übertriebener Gelehrsamkeit. Die alte Befangenheit der Deutschen war daher nach der Revolution noch größer als vorher. Jeder hielt sich wieder politisch und gesellschaftlich an seine Berufsgemeinschaft, der Richter zum Richter, der Professor zum Professor. Die Botschaft, die von Bismarck an, aus den Ereignissen von 1848 gezogen wurde, war die: Professor, bleib in deinem Turm. Und das taten die deutschen Professoren auch. Und sie

kommen aus ihrem Turm meist nur dann heraus, wenn die Politik sie zu einer Sachverständigenanhörung einlädt oder in eine Kommission beruft. [...]

»Dem deutschen Professor hängt das Image der Welt- und Realitätsferne an«

Öffentliche Anhörungen von Sachverständigen: In der Praxis des heutigen Gesetzgebungsgangs wird daraus nicht selten eine öffentliche Durchschleusung Sachverständiger. Da werden also, weil das halt so Brauch geworden ist, Sachverständige eingeladen, die sich auch sehr sorgfältig vorbereiten. Sie machen aber dann üblicherweise die Erfahrung, dass ihre Erfahrung die Politiker gar nicht besonders interessiert. Deren Interesse besteht in erster Linie nämlich darin, aus dem Sachverständigen ein Argument für ihre schon feststehende Meinung herauszuklopfen. Wenn das gelungen ist, hat der Mohr seine Schuldigkeit getan. Wenn das nicht gelingt, wird die Meinung abgetan. Wissenschaftliche Autorität



Prantl im H3: »Die Publizistik braucht Sachverstand. Die Wissenschaft braucht Verständlichkeit.« / Foto: Basl

wird von der Politik geholt, genutzt, beschimpft – wie es die Politik gerade braucht. Es ist nicht unbedingt als Lob gemeint, wenn man heute von einem Wissenschaftler sagt, er sei ein politischer Professor. In diesem Wort schwingt Herablassung mit über einen, der angeblich seine eigentliche Profession verlässt und sich mit Dingen beschäftigt, von denen er angeblich nichts versteht. [...]

Fehlende politische Alltagstauglichkeit – dieses Image der Wissenschaft pflegt die deutsche Politik seit Bismarck besonders intensiv. Die Politik sei keine Wissenschaft wie viele der Herren Professoren sich einbilden, befand schon der eiserne Kanzler und die zeitgenössische Wiederholung dieses Diktums konnten wir vor einiger Zeit von Rainer Brüderle, jetzt FDP-Fraktionschef, damals noch Bundeswirtschaftsminister, hören, der auf die massive Kritik der Wirtschaftsweisen und des Sachverständigenrates an den geplanten Steuersenkungen folgendes erwiderte: *Ich habe hohen Respekt vor der Arbeit der Sachverständigen. Aber Ratschläge von Professoren können das Nachdenken der Politiker natürlich nicht ersetzen. Darum sind sie ja auch Berater und nicht* ▶

Entscheider. [...] Weil sie aber so wenig Zeit haben, funktioniert das versprochene Nachdenken der Politiker nicht so richtig. Also installieren sie flächendeckend alle erdenklichen Professorenräte und Sachverständigenkommissionen. Wenn aber dann doch das Falsche herauskommt, wenn die Weisen etwas sagen, das der herrschenden Politik nicht passt, bezeichnet man es als Professorengeschwätz. [...]

»Deutschland braucht politische Gelehrte in vielen Politikbereichen«

Das war die Geschichte vom schnellen Aufstieg und vom langen Fall der Professoralität in Politik und Publizistik. Es ist zugleich die Herleitung zu einem Plädoyer für die Wiederannäherung von Wissenschaft und Publizistik. Beide brauchen einen Wandel – einen Wandel durch Annäherung. Die Publizistik braucht Sachverstand, die Wissenschaft braucht Verständlichkeit. Und die Öffentlichkeit braucht Aufklärung. Deutschland braucht politische und nicht unbedingt parteipolitische Gelehrte [...] in der Strafrechtspolitik, in der Europapolitik, in der Gesundheitspolitik, in der Wirtschafts- und Finanzpolitik und in vielen anderen Politikbereichen. Es fehlt in der deutschen Publizistik die popularisierte wissenschaftliche Erkenntnis, es fehlt die Diskussion über die Grundlagen des politischen Handelns. Ich will das am Beispiel des Strafrechts exemplifizieren. Unter Mitwirkung des Bundesverfassungsgerichts hat sich zwar in Deutschland eine liberale Strafrechtsordnung entwickeln können, doch viele ihrer Vorschriften schwimmen wie Schnittlauch auf einer Suppe von Vorurteilen, sind in den Augen vieler Wähler und in den Reden vieler Politiker bloßer Schnickschnack und Zierrat. Die Wissenschaft vom Strafrecht kommt aus ihrem Elfenbeinturm nicht wirklich heraus. Sie hat es nicht ganz geschafft, ihre Erkenntnisse, deren Frucht die rechtsstaatliche Strafrechtsordnung ist, der Öffentlichkeit gut zu vermitteln und für sie prägnant zu werben. [...]

Vor einigen Jahren trieb das Entsetzen über einen Kindermord die Menschen auf die Straße. Sie quälte der Verdacht, auch das Recht könnte schuld sein an Unrecht und Verbrechen. [...] Ihr Lichterzug war und ist eine Mahnung für Politiker und Juristen. Nämlich: Zu lange, glaube ich, haben die Fachleute elitär über die Leute hinweggeredet. Die Theorie und die Praxis des Strafens muss aber die Auseinandersetzung auch mit naiven Fragen und mit naiven Vorwürfen der Öffentlichkeit suchen, aushalten und bestehen. Das heißt, einerseits dürfen die Erwartungen der Öffentlichkeit nicht mit der Attitüde des abgebrühten Experten vom Tisch gewischt werden, andererseits hilft es nichts, wenn die Politik den Wunderglauben an das Strafrecht noch verstärkt. Hier sind viele Fehler gemacht worden, hier werden viele Fehler gemacht – zumal von den Medien. Sie reden dem Volk nach dem Mund, den sie zuvor mit immer mehr und immer brutaleren Verbrechensdarstellungen selber gefüttert haben. Ein Strafrechtler ist erst dann ein wirklich guter Strafrechtler, wenn er die Probleme der Sicherungsverwahrung nicht nur in der Vorlesung und in der NStZ, sondern auch in der Tageszeitung erklären kann. Und ein ausgezeichnete Strafrechtler ist er dann, wenn ihm das sogar in

der Bildzeitung gelingt. Für die Wissenschaftler aus anderen Disziplinen gilt das auch.

Wissenschaft und Presse: beide dienen der Aufklärung. Darum sind Wissenschafts- und Pressefreiheit Grundrechte und darum sind beide – und das ist kein Zufall – ganz nahe beieinander in Artikel 5 des Grundgesetzes geregelt. Es ist dies auch eine kleine Erinnerung daran, dass die Professoren einst die Geburtshelfer der Pressefreiheit gewesen sind. Damals vor 160 Jahren war es noch die Zensur, die die Pressefreiheit drückte. Heute drohen der Pressefreiheit ganz andere Gefahren. Ich meine nicht so sehr die Gefahren durch medienfeindliche Sicherheitsgesetze – die gibt es sicherlich, siehe Vorratsdatenspeicherung, siehe die Paragraphen zur Überwachung der Telekommunikation. Journalistentelefone werden überwacht, die Telefonnummern gespeichert, die Journalistencomputer können durchsucht werden – gerade so, als gäbe es keinen Schutz der Vertraulichkeit, als gäbe es kein Redaktionsgeheimnis. Was hilft das in der Strafprozessordnung verankerte Zeugnisverweigerungsrecht? Was hilft es dem Journalisten, wenn er die Auskunft darüber verweigern darf, wer ihm bestimmte Informationen gegeben hat, wenn der Staat das durch Computerdurchsuchung oder Telefonüberwachung dann ohne Weiteres herausbekommen kann? Die Pressefreiheit muss – so ist es seit geraumer Zeit zu beobachten – wieder beiseite springen, wenn der Staat mit Blaulicht, also mit Sicherheitsinteressen daherkommt. Eine freihändig von der öffentlichen Gewalt gelenkte, keiner Zensur unterworfenen Presse ist zwar [...] ein Wesenselement des freien Staates aber in der politischen und staatlichen Praxis ist die Pressefreiheit ein Sonntagsreden-Grundrecht. Der Gesetzgeber hat es sich angewöhnt, die Pressefreiheit gering zu schätzen.

»Die größte Gefahr für den Journalismus geht vom Journalismus selbst aus«

Ich frage mich freilich, ob es sich nicht auch der Journalismus angewöhnt hat, sich selber gering zu schätzen. Geht nicht womöglich von der Presse selbst mehr Gefahr für die Pressefreiheit aus als vom Gesetzgeber? Ich glaube, ja. Die wirklich große Gefahr für den Journalismus hierzulande geht vom Journalismus, geht von den Medien selbst aus, von einem Journalismus, der den Journalismus und seine Kernaufgaben verachtet, der Larifari an die Stelle von Haltung setzt. Die Gefahr geht von Verlegern aus, die den Journalismus aus echten und vermeintlichen Sparzwängen kaputt machen. Sie geht von Medienunternehmen aus, die den Journalismus auf den Altar des Werbe- und Anzeigenmarktes legen. Vielleicht liegt es an meiner Studien- und Richter Vergangenheit in Regensburg, dass mir ein Spruch des verstorbenen Regensburger Fürsten Johannes von Thurn und Taxis einfällt, der soll einmal über das fürstliche Vermögen gesagt haben, es sei so groß, dass man es nicht versaufen, verfressen oder verhuhen könne. Man könne es nur verdummen. Manchmal habe ich das Gefühl, dass es mit dem geistigen und ökonomischen Vermögen, das in deutschen Zeitungsunternehmen steckt, auch so ähnlich ist. Schon heute klagt jeder dritte Journalist, dass die Zeit fehle, um sich über ein Thema auf dem Laufenden zu halten. Dadurch ist eine zentrale Aufgabe gefährdet: das Aufspüren von Fehlent-

wicklungen und Entwicklungen, das Sammeln, Bewerten und Ausbreiten von Fakten und Meinungen. [...]

Nicht der Skandal, nicht die Krise ist wirklich gefährlich. Gefährlich ist das Scheitern der Bewältigung von Skandal und Krise. Hier hat die Presse ihre Aufgabe, Moderator und Motor für Veränderungen zu sein; das ist vielleicht noch wichtiger als das Aufdecken. Das ist Pressefreiheit. Pressefreiheit ist nicht die Freiheit, Redaktionen durch Zeitarbeitsbüros zu ersetzen. Es besteht, glaube ich, wie noch nie seit 1945 die Gefahr, dass der deutsche Journalismus verflacht und verdummt, weil der Renditedruck steigt, weil an die Stelle von sach- und fachkundigen Journalisten Produktionsassistenten für Multimedia gesetzt werden, wiesel-flinke Generalisten, die von allem wenig und von nichts richtig etwas verstehen. Aus dem Beruf, der heute Journalist heißt, würde dann, wenn die Entwicklung so weiter geht, ein multifunktio-naler Verfüller von Zeitungs- und Webseiten. Solche Verfüllungs-technik ist allerdings nicht die demokratische Kulturleistung, zu deren Schutz es das Grundrecht der Pressefreiheit gibt. Das sind die wahren Gefahren für die Medien, für die Presse – nicht das Internet.

»Blogs sind mehr Demokratie«

Das Internet ist keine Gefahr, sondern eine Chance für den Journalismus. Es bietet viel billigere Distributionsmöglichkeiten für den Journalismus als bisher, der logistische Aufwand, Presse an den Mann zu bringen, fällt weg. Natürlich wird es den klassischen Printjournalismus weiter geben, aber dieser gute klassische Journalismus ist kein anderer als der gute digitale Journalismus. Es gibt guten und schlechten Journalismus in allen Medien. So einfach ist das. Guter Journalismus, gute Publizistik hat große Zeiten vor sich. Noch nie hatten Journalisten, noch nie hatten Pu-blizisten ein größeres Publikum als nach der digitalen Revolution. Noch nie war Journalismus weltweit zugänglich. Es gibt daher ein besonderes Bedürfnis nach einem orientierenden, aufklärenden, einordnenden und verlässlichen Journalismus. Die Ausweitung

des wissbaren Wissens, seine horizontale Erweiterung wird auf Kosten ihrer Vertikalisierung, ihrer Vertiefung erwirtschaftet. Die Datenmengen nehmen zu, aber die Datenverarbeitung bleibt bisher aus. Gegen Datentrash helfen nur Reflexion und Hinter-grundbildung. Das ist die gemeinsame Aufgabe von Publizistik und Wissenschaft in der Demokratie.

Wir erleben heute wieder eine Kommunikationsrevolution wie 1848/49. Mich erinnern die Blogger von heute an die poli-tisierten Bürger von 1848/49. Blogs sind mehr Demokratie. Soll da wirklich der professionelle Journalismus die Nase hochziehen, so wie es vor 160 Jahren die etablierten fürstlichen Herrschaften und die monarchischen Potentaten getan haben? Aber: Die neue Kommunikationsrevolution, die im Internet, braucht profes-sionelle Begleitung. Sie braucht einen publizistisch-gelehrten Kern. Es gibt ein neues, es gibt nun ein ganz anderes Professorenparla-ment. Dieses Professorenparlament heißt Internet. Dieses digitale Parlament braucht, wie das damals der Frankfurter Paulskirche, Führung und Sachverstand.

Meine sehr verehrten Damen und Herren, die letzte Ausga-be der Weltbühne, also der Wochenzeitschrift, die Tucholsky und Ossietzky herausgegeben haben, die letzte Ausgabe der Weltbüh-ne vom 7. März 1933 endete mit dem Satz: *Denn der Geist setzt sich durch*. Das ist auch in weit weniger schwierigen Zeiten als damals ein gutes Motto für die Publizistik. Der Geist setzt sich durch. Das ist der noch nicht erfüllte Auftrag von 1848. Es gilt, eine gute, eine dauernde Verbindung zu schaffen zwischen der Publizistik und der Gelehrsamkeit. *Der Geist setzt sich durch*, das heißt: Guter, kluger, aufklärerischer Journalismus setzt sich durch. Ein kluger Journalismus ist der, der die Ressourcen der Wissenschaft nutzt. Und eine gute Wissenschaft ist die, die mit ihren Erkenntnissen in die breite Öffentlichkeit will und sich dort der Diskussion stellt. Eine solche Zusammenarbeit von Publizis-tik und Wissenschaft hilft dabei, die Zukunft zu gestalten. Das ist die demokratische Aufgabe der Presse. Zu diesem Zweck gibt es die Pressefreiheit. Liebe Doctores, machen Sie dabei mit. Ich gra-tuliere Ihnen herzlich.«

~ Protokoll: Moritz Geier

Reklame

unipizzeria
il cuore dell' università



»So funktioniert Politik: Wenn ich eine Idee ablehne, muss ich mit einer anderen kommen.«

(Ismail Ertug, SPD-Abgeordneter des Europäischen Parlaments)



»Die Vorratsdatenspeicherung ist nicht verhältnismäßig.«

(Thomas Stadler, IT-Rechtsanwalt)

Speichern auf Generalverdacht

TEXT Katharina Brunner

Erst eingeführt, dann für verfassungswidrig erklärt und wieder ausgesetzt: Die Vorratsdatenspeicherung beschäftigt die deutsche Politik seit sechs Jahren. In Regensburg diskutierten im November Politiker, IT-Leute und Bürger über den Sinn und Unsinn massenhafter Speicherung von Kommunikationsdaten. .

Die Diskussion unter dem Motto »Grundgesetz vs. Sicherheit« im dritten Stock des Alten Finanzamtes war absurd: Die Vorratsdatenspeicherung (VDS) ist so unpopulär, dass niemand sie offensiv verteidigt, trotzdem debattierten alle, wie sie denn am besten eingeführt wird. Immerhin fanden die Veranstalter eineinhalb Personen, die die Vorratsdatenspeicherung öffentlich verteidigen wollten. Die ganze Person war Peter Schall, stellvertretender Landesvorsitzender der Polizeigewerkschaft in Bayern, die halbe Person Ronald Kaiser, der stellvertretende Vorsitzende von CSUnet, einem Arbeitskreis der CSU, der sich mit Netzpolitik beschäftigt. Er machte keine klare Aussage darüber, wie er abstimmen würde. Er könne den Sinn der VDS nachvollziehen, aber eigentlich sei er gegen sie.

Das Podium war mit Gästen aus verschiedenen Bereichen besetzt: Politiker der SPD und der CSU waren da, ein IT-Fachmann, ein Rechtsanwalt, ein Polizist und ein Gewerkschaftler, der Aufsichtsratsmitglied der Telekom war, die ihn ausspioniert hat. In den ersten Reihen saßen Vertreter der Jugendorganisationen der Parteien neben bärtigen Männern von philosophischen Vereinigungen, dahinter ging es tendenziell jung, alternativ und männlich zu, gerne mit schwarzen Kapuzenpullis oder T-Shirts mit dem Logo der Piratenpartei. Der Veranstalter AK Vorrat ist ein deutschlandweiter Arbeitskreis mit lokalen Ablegern, der »sich gegen die ausufernde Überwachung im Allgemeinen und gegen die Vollprotokollierung der

Telekommunikation und anderer Verhaltensdaten im Besonderen einsetzt«, so ihre Selbstbeschreibung.

Status: Verfassungswidrig

Die Vorratsdatenspeicherung ist deshalb so pikant, weil sie zwei Grundrechte einschränkt: die informationelle Selbstbestimmung und das Fernmeldegeheimnis. Jedem deutschen Bürger wird qua Gesetz zugesichert selbst bestimmen zu dürfen, wie und ob persönliche Daten verwendet werden. In Artikel 10 des Grundgesetzes ist zu lesen, dass »das Briefgeheimnis sowie das Post- und Fernmeldegeheimnis unverletzlich sind«. Das sieht auch das Bundesverfassungsgericht so und hat deshalb die

Die Crux der Vorrat

Was ist eigentlich die VDS?

- Die EU-Richtlinie schreibt den Anbietern von Mobilfunk und Internet die Speicherung von Verkehrsdaten vor.
- Gespeichert soll werden: Wann kommunizieren die Kunden mit wem, wo und mit welchem Gerät?
- Die Dauer der Speicherung variiert zwischen sechs Monaten und zweieinhalb Jahren in den EU-Mitgliedsländern. Die meisten haben die VDS eingeführt.
- Pro VDS: CDU/CSU, SPD
- Contra VDS: FDP, Grüne, Linke, Piraten

Vorratsdatenspeicherung, wie sie eine EU-Richtlinie vorschreibt, im Frühjahr vor fast zwei Jahren als verfassungswidrig eingestuft. Seitdem ist sie in Deutschland außer Kraft gesetzt – und Deutschland seitdem vertragsbrüchig.

Es ist die Regel, dass eine EU-Richtlinie nach fünf Jahren evaluiert werden muss. Diese Evaluierung läuft im Moment. »Es ist schwierig, den Beleg der Notwendigkeit zu erbringen«, gab die Abgeordnete im Europaparlament für die SPD, Birgit Sippel, zu bedenken. Sie ist Mitglied im Innenausschuss des Europaparlaments und damit direkt für die VDS zuständig. Zur Aufklärung von Straftaten würde ja nicht die Vorratsdatenspeicherung als einziges Mittel verantwortlich sein, sondern ein ganzes Bündel an Maßnahmen. Wird in der Evaluierung ein negatives Urteil gefällt, wäre das eine Möglichkeit, von der EU-Richtlinie Abschied zu nehmen. »Der Staat ist im Begründungszwang, wenn er Bürgerrechte einschränkt. Bisher gibt es dafür aber keinen empirischen Nachweis«, meint der Fachanwalt für IT-Recht Thomas Stadler.

Wer anonym sein will, kann das auch

Warum gibt es überhaupt eine EU-Richtlinie, die es den Mitgliedstaaten der EU vorschreibt, die Kommunikationsdaten seiner Bürger zu speichern? Terror-

rismus und schwere Straftaten wie organisierte Kriminalität sollen durch Polizei und Geheimdienst effektiver verhindert werden, indem die Ermittlungsbehörden in diesen Fällen Zugriff auf die Daten bekommen. Doch der Dresdener Stefan Köpsell, der sich mit IT-Sicherheit beschäftigt, hält davon nichts: »Wenn sich die Leute halbwegs clever verhalten, wird man sie nicht erwischen«, glaubt er. Denn trotz einer VDS gäbe es weiterhin Wege, anonym zu kommunizieren. So könne man Prepaid-Karten nutzen oder mit Hilfe von Suchmaschinen innerhalb weniger Minuten Anonymisierungsdienste finden. »Es gibt genug Möglichkeiten, weiterhin anonym zu sein«, sagt Köpsell. Wenn also Terroristen und schwere Straftäter etwas verbergen wollen, können sie das ohne großen Aufwand und technisches Wissen tun. Köpsell fragt sich deshalb, wer eigentlich die Zielgruppe sein soll – zumal die Maßnahmen eher Privatpersonen und Kriminelle treffen würden.

Vielleicht kann ja Peter Schall von der bayerischen Polizeigewerkschaft die Frage beantworten, warum Ermittlungsbehörden die VDS brauchen? Schall zählt deshalb auf, in welchen Bereichen der Einsatz von vorher gespeicherten Telekommunikationsdaten hilfreich gewesen sei, beispielsweise bei Fällen der Kinderpornografie oder rechter Hetze. Sein immer wieder aufgegriffenes Paradebeispiel waren gefasste Diebe von Baumaschinen. Damit zog er schnell die Kritik und Häme des Publikums und Podiums auf sich. Da stelle sich die Frage der Verhältnismäßigkeit: »Grundrechte sollten nicht für mindere Straftaten aufgegeben werden«, sagte der Anwalt Stadler.

Das zeigen auch Zahlen aus dem Bundesjustizministerium zur Telekommunikationsüberwachung. Der Blogger Richard Gutjahr hat sie ausgewertet und kommt zu einem klaren Ergebnis: »Die Überwachungsmaßnahmen kommen nicht etwa zur Terrorbekämpfung oder im Kampf gegen Kinderpornographie zum Einsatz – sondern überwiegend bei Drogenhandel, Raub und Diebstahl.«

Der IT-Anwalt Stadler glaubt, dass die VDS zu sehr aus der Sicht von Ermittlungsbehörden gestaltet wurde. »Die bürgerrechtliche Sicht wird vernachlässigt«, meint er. In diese Kerbe schlägt auch Armin Schmid vom AK Vorrat: »Es ist nicht



»Es ist schwierig, den Beleg der Notwendigkeit zu erbringen.«

(Birgit Sippel, SPD-Abgeordnete des Europäischen Parlaments)



»Bürgerrechte haben einfach keine große Lobby.«

(Armin Schmid, AK Vorrat)

Vorratsdatenspeicherung

Das Hin und Her mit der VDS

- Nach einer EU-Richtlinie beschließt die große Koalition die VDS zum 1. Januar 2008 einzuführen.
- Gleichzeitig geht beim Bundesverfassungsgericht die größte Verfassungsbeschwerde in der Geschichte der BRD ein: Über 34 000 Personen tragen sie mit.
- Im März 2008 schränkt das Gericht die VDS stark ein. Das Urteil fällt zwei Jahre später: Die VDS ist verfassungswidrig und die Auflagen des Gerichts durch das Gesetz nicht erfüllt.

Kommentar

Ein Bürgerrecht für 87 Cent

Von Katharina Brunner

Ich traue dem Staat nicht zu, meine Daten zu sichern. Weil sie digital sind, können sie ohne Qualitätsverlust kopiert und vervielfältigt werden. Die Richter am Bundesverfassungsgericht haben deshalb strikte Regeln gefordert »hinsichtlich der Datensicherheit, der Datenverwendung, der Transparenz und des Rechtsschutzes«. Doch die Kosten dafür tragen, laut Gesetz, die Anbieter. Die sind aber letztlich an der Maximierung ihres Gewinns interessiert. Ob meine Daten in die falschen Hände geraten, ist zweitrangig. Am besten also: Gar nicht erst speichern.

Bei modernen Ermittlungsmethoden nehmen es Behörden zudem mit dem Grundgesetz nicht immer so genau. So sammelte das sächsische LKA die Daten von 330 000 potentiellen Gegendemonstranten eines NPD-Aufmarsches. Weil das nur bei schwerer Kriminalität erlaubt ist, wurden sie kurzerhand als »kriminelle Vereinigung« titulierte. Das bayerische BKA hat Trojaner eingesetzt, die Computer von Verdächtigen ausspionieren sollen – entgegen eines Urteils des Bundesverfassungsgerichts.

Natürlich sollen Ermittler Kommunikationsdaten nutzen dürfen. Schließlich ist eine effiziente Aufklärung von Verbrechen wichtig. Doch dazu braucht es keine Massenspeicherung – das ist nicht verhältnismäßig. Ohne VDS ist Deutschland vertragsbrüchig und muss Strafe zahlen. Der AK Vorrat hat ausgerechnet: Das sind 87 Cent pro Person und Jahr. Mir ist das mein Bürgerrecht wert.

ganz klar, wer Interesse an der VDS hat.« Er beklagt auch die Schwierigkeiten, Einfluss auf die Gesetzgebung zu nehmen. »Wir kommen auf EU-Ebene nicht hinterher«, sagt er. Probleme liegen in den verschiedenen Sprachen, der schwierigen Informationsbeschaffung bei EU-Behörden und der fehlenden Finanzierung der ehrenamtlich Tätigen. »Irgendwann geht denen auch die Luft aus«, sagt er resigniert. Schließlich laufe der Kampf gegen die VDS schon seit sechs Jahren: »Bürgerrechte haben einfach keine große Lobby.« Innerhalb der EU ist die VDS-Skepsis nicht überall so ausgeprägt wie in Deutschland. Vor allem Großbritannien und Spanien sehen auf Grund ihrer Erfahrung mit Terroranschlägen kein großes Problem. »In Deutschland dagegen ist die Vorratsdatenspeicherung politisch tot«, glaubt Schmid.

Wiederkehrendes Mantra: Nicht alles machen, was die Technik hergibt

Eines ist augenfällig: Die IT-Community, also per se die Technik-Enthusiasten, spricht sich so gut wie geschlossen gegen die Vorratsdatenspeicherung aus. Immer wieder taucht der Satz auf: Nicht alles, was technisch möglich ist, sollte gemacht werden. »Das ist nämlich die Grenze zwischen Rechts- und Unrechtsstaat«, sagt Thomas Stadler, der auch das Blog internetlaw.de betreibt. Dazu komme, dass die technische Umsetzung fehlerhaft sei. Köpsell fand dafür klare Worte: »Man hat eine Methode, die nicht funktioniert. Weil man keine neue hat, nutzt man die, die nicht funktioniert.« Er plädiert dafür, stattdessen die Ursachen des Terrorismus anzugehen. In der Offlinewelt entspräche die VDS nämlich als Mittel zur Terrorbekämpfung dem Offenlassen der Haustüre bei gleichzeitiger Installation einer Kamera, um zu sehen, wer ein und aus geht.

Angenommen, die VDS wird in Deutschland wieder eingeführt. Wie kann die Datensicherheit aufrecht erhalten werden, die das Bundesverfassungsgericht verlangt? Überhaupt nicht, glaubt IT-Expertin Köpsell. »Ich gehe davon aus, dass die Daten aus der VDS früher oder später gehackt werden.« Theoretisch sei Datensicherheit zwar umsetzbar, aber dafür bedürfe es hoher Investitionen. Es ist für Köpsell unwahrscheinlich, dass diese auch gemacht werden. Denn die Kosten für die Speicherung und Sicherung der Daten liegen laut Richtlinie bei den Mobilfunk- und Internetanbietern.

Ismail Ertug, der Abgeordnete im Europaparlament für die Oberpfalz und Niederbayern, fragte immer wieder nach Alternativen: »So funktioniert Politik. Wenn ich eine Idee ablehne, muss ich mit einer anderen kommen.« Armin Schmid vom Arbeitskreis Vorrat schlug ein Moratorium vor. Dabei sollen beispielsweise für die Dauer von einem Jahr keine neuen Sicherheitsgesetze mehr beschlossen werden und die alten, die seit dem 11. September erlassen wurden, einer »Gesamtschau« unterzogen werden. »Das ist der sinnvollste gangbare Weg, denn der Kampf gegen den Terror kann nicht ewig dauern«, hofft Schmid. Ein anderes, immer wieder in den Raum geworfenes Konzept trägt den Namen »Quick Freeze«. Im Unterschied zur Vorratsdatenspeicherung sichert es die Daten nicht pauschal von jedem, sondern nur, wenn ein konkreter Anlass dazu besteht. Die Grünen sprachen sich bei ihrem Parteitag im November des vergangenen Jahres dafür aus.

Das Schlusswort nach einem langen Abend über Vorratsdatenspeicherung, Grundrechte und das Internet hatte der Informatiker Köpsell, der fatalistisch meinte: »Falls die Vorratsdatenspeicherung doch wieder eingeführt wird, hoffe ich, dass die Daten durch irgendeine Magie sicher sind.« ☉




Fotos: www.ertug.eu / Sven Seeborg



TEXT Alexander Lüttich
FOTO Kerstin Kress

Pfeifkonzert ohne Trommelwirbel



2009 platzte eine Bombe: Die Wut der Studierenden über die unzureichenden Studienbedingungen entlud sich in einer hoffnungsvollen Protestbewegung. Zwei Jahre später hält der Bildungsstreik an: Unser Autor hat sich bei der Vollversammlung und der Demo im November umgehört. Ist die große Euphorie verebbt? Eine Bestandsaufnahme.

»Warum demonstrierst du?«



»Ich finde, dass der soziale Wohnungsbau gestärkt werden muss und demonstriere gegen die schlechten Wohnungsverhältnisse, in denen sich viele Studenten wiederfinden.«

(Elisabeth, 7. Semester Medizin)



»Ich protestiere gegen die Studiengebühren. Da muss man was machen.«

(Michaela, 5. Semester LA Gymnasium)

Ein gemütlich anmutender, schnauzbärtiger Polizist, dessen graues Haar mit der grauen Tristesse des Regensburger Himmels wetteifert, betrachtet die Szene mit distanzierter Gelassenheit. Für einen Ordnungshüter gibt es wenig Grund zur Beunruhigung: Zum Bildungsstreik 2011 haben sich sine tempore schätzungsweise gerade einmal 150 Studierende am zentralen Campus bei der Kugel eingefunden. Was ist los? Hat sich die Bildungssituation im Vergleich zu 2009 mittlerweile so sehr verbessert?

Damals, vor zwei Jahren, entzündete sich ein flammender, deutschlandweiter Studierendenprotest. Der Grund: Studiengebühren, die Verschulung der universitären Bildung und schlechte bis unzumutbare Studienbedingungen. Die Hörsäle brannten! Laut einiger Banner erhob sich gar der Geist der Achtundsechziger phönixgleich aus lodernnden Hochschullandschaften. Und auch die einschlägige öffentliche Debatte war überhitzt. Den Befürwortern freier, selbstständiger Bildung standen diejenigen gegenüber, die auch ein Studium nicht außerhalb marktwirtschaftlicher Zwänge sehen wollten. Seitdem wurde seitens der Studierendenvertretungen weiterhin daran gearbeitet, studentische Belange in die Öffentlichkeit zu tragen. Mit Erfolg?

Am Tag vor dem Bildungsstreik im November war die Lautschrift bei der studentischen Vollversammlung. Im nur etwa zu zwei Dritteln besetzten Audimax standen der doppelte Abiturjahrgang, das Thema »studentische Mitbestimmung« und Studiengebühren auf der Agenda.

Ersterer ist laut Daniel Kutscher, dem aktuellen Vorsitzenden des Fachschaftenrates, eine große Belastung, und das nicht nur, weil zu wenige Studienplätze als Ausgleich geschaffen wurden, sondern weil man außerdem seit Jahren zusätzlich Gelder kürzt. Überdies steige die Studentenzahl seit Jahren kontinuierlich an. Der Studentenwerkszuschuss ist seit 2000 um 50 Prozent ge-

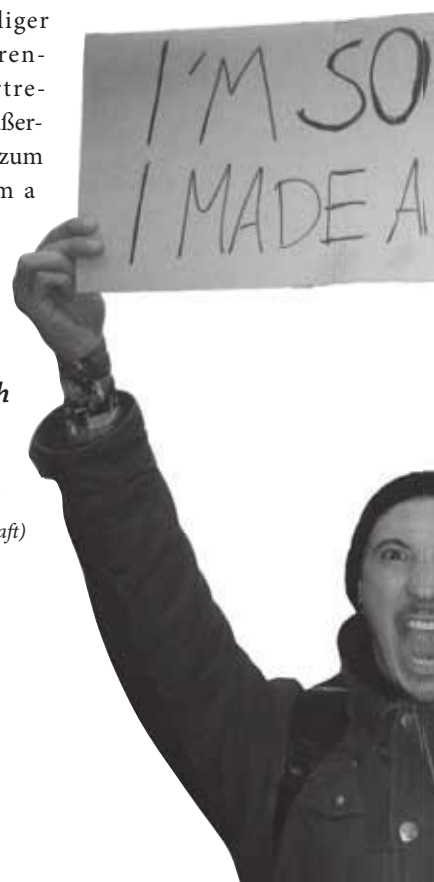
sunken, was auch die Mensapreise in die Höhe treibe. Außerdem habe es 2004 allgemein eine zehnprozentige Kürzung der Haushaltsansätze gegeben. Seitdem betreibe man lediglich Inflationsausgleich.

Was studentische Mitbestimmung betrifft, äußerte sich der studentische Sprecher Ssaman Mardi besorgt. Sein Vortrag hätte ihm ernste Schwierigkeiten bereitet, weil er über etwas referieren sollte, das faktisch nicht existiere. Seit der Abschaffung der Allgemeinen Studierendenausschüsse (ASTAs) in Bayern 1973 hätten Studierendenvertreter praktisch keine Möglichkeiten mehr, bei universitären Entscheidungsprozessen bindend zu votieren. Man könne in den entscheidenden Gremien lediglich empfehlend aktiv sein und sei dann auf die Gunst der nichtstudentischen Mitglieder angewiesen. Sogar das studentische Mitspracherecht bei der Verwendung der Studiengebühren bliebe häufig unberücksichtigt. Die verlängerten Bibliotheksöffnungszeiten beispielsweise würden aus Studiengebühren finanziert. Natürlich begrüßt Mardi als Studierendenvertreter ausdrücklich die verlängerte Öffnung der Bibliotheken. Eine Finanzierung durch Studiengebühren sei allerdings nicht zweckgebunden, weshalb man dies im studentischen Konvent auch einstimmig abgelehnt habe. Man wäre daraufhin allerdings von der Hochschulleitung übergegangen worden.

Thomas Jahnke, ein ehemaliger Studierendenvertreter, äußerte sich zum Thema

»Aus Gaudi! Das hier nützt leider sowieso nichts. Man müsste unsere Anliegen wirklich bis in die oberen Ebenen der Politik tragen!«

(Max, 3. Semester Medienwissenschaft)



Studiengebühren. Vor sechs Jahren von den unionsregierten Ländern eingeklagt, gibt oder gab es seit 2007 in entsprechenden Ländern Studiengebühren. Daran wollten mittlerweile allerdings nur noch Niedersachsen und Bayern festhalten. Studiengebühren zwischen 300 und 500 Euro pro Semester müssten derzeit an jeder bayerischen Universität erhoben werden. Das sei gesetzlich festgelegt. Studierendenvertreter seien mit einer von vier Stimmen daran beteiligt, die Verteilung zu regeln. Studiengebühren seien ferner offiziell ausschließlich zur Verbesserung der Lehre bestimmt. Es dürfe keinen Ausgleich für staatliche Kürzungen geben. Insgesamt würden momentan rund 25 Prozent der Einnahmen aus Studiengebühren in Bibliotheksöffnungszeiten investiert, 25-70 Prozent in Lehrpersonal. Insgesamt sei die Verwendung der Gelder innerhalb der einzelnen Fakultäten allerdings unterschiedlich. Trotzdem könnten Studiengebühren häufig nicht sinnvoll vollständig aufgebraucht werden. Es werde dann überflüssiges Inventar angeschafft (zu viele Beamer, hübsche Möbel) oder das Geld für den Ausdruck von Vorlesungsskripten verwendet, ungeachtet der Frage, ob die Mehrheit der Studenten auf neuen Möbeln sitzen oder ein Skript in gedruckter Form bearbeiten möchte.

Zurück zum Bildungsstreik: Mit diesem Vorwissen hätte man doch eigentlich einen gewaltigen studentischen Ansturm erwarten können. Trommler, die die Atmosphäre anheizen und vielleicht 2 000 Studenten, die sich drängen und gegenseitig anstachelten.

Das war 2011 nicht der Fall. Die Stimmung war zwar gut, aber insgesamt – für einen

Bildungsstreik – auch ziemlich ruhig.

An medialer

Präsenz mangelte es sicher nicht: Den Mikrofonen nach zu urteilen waren von der ARD, dem BR, von TVA, Gong FM und noch weiteren Anstalten Reporter entsandt worden. Gerade zu Beginn der Veranstaltung hatte man den Eindruck als würden die Protestwilligen von den Medienvertretern regelrecht umzingelt. Das änderte sich allerdings, als nach einiger Zeit doch noch insgesamt etwa 400 Studenten versammelt waren.

Von den Betonbalkonen des zentralen Hörsaalgebäudes aus gaben Studierendenvertreter schließlich letzte organisatorische Informationen, äußerten sich zu den wichtigsten Forderungen des Bildungsstreiks – mehr Mitbestimmung, keine Studiengebühren, bessere Studienbedingungen – und wurden dabei von einem DGB-Vertreter lauthals unterstützt. Dann setzte sich der Protestmarsch in Gang, wobei er bei der teilweise eher schmalen Streckenführung stark in die Länge gezogen wurde. Unter lautstarkem Skandieren (»Bildung für Alle und zwar umsonst!«, »Wir sind hier, wir sind laut, weil man uns die Bildung klaut!«) und dem Gebrauch von zuvor verteilten, roten Verdi-Trillerpfeifen bewegte sich der Tross über den Nordcampus und die Galgenberg- und Maximilianstraße in Richtung Domplatz. Die ausgewiesenen Wege wurden penibel eingehalten. Außerdem wurde der Zug von zahlreichen Bannern uni- und studienprotestassoziierten aber auch unifernerer Verbände geschmückt. Man kann darüber streiten, ob es einem allgemeinen Studierendenprotest dienlich ist, wenn sich darunter auch Verbandsplakate von Verdi, Die Linke oder der Antifa finden lassen. Sicherlich, man könnte die Plakate positiv interpretieren und als Solidaritätsbekundung ansehen. Gewiss besteht aber auch die Möglichkeit, dass mancher diesen doch so zweckgebundenen Protest als Bühne für die eigene Sache nutzen mochte. An der Kreuzung Galgenbergstraße/Furtmayrstraße hielt der Protestzug und mit einer nur wenige Minuten dauernden Sitzblockade verschaffte sich ein Teil der Protestierenden zusätzlich Aufmerksamkeit. Bis zum Domplatz war dann gut ein Viertel der Demonstranten schon wieder verschwunden. Vermutlich forderte die unangenehm nasse Kälte dieser Tage ihren Tribut. So waren schließlich vielleicht 300 Studierende übrig geblieben, um den



»Wir meinen, dass jedem Studenten ein Studium ohne zusätzliche Studiengebühren ermöglicht werden sollte.«

(Maria und Tine, 3. Semester LA Hauptschule)



»Ich begleite hier einen Freund und diskutiere mit ihm über das Thema. Natürlich sollte keinem ein Studium aus finanziellen Gründen verwehrt sein. Aber die Gebühren haben auch einiges verbessert.«

(Lukas, 1. Semester VWL)





TEXTILDRUCK

T-SHIRT EINZELSTÜCK MIT EIGENEM MOTIV PER FLOCKDRUCK, FLEXDRUCK ODER SUBLIMATIONSDRUCK AB 14,90 INCL. T-SHIRT ODER

GROSSAUFLAGEN PER SIEBDRUCK

Z.B. 50 T-SHIRTS INCL. EINSEITIGEM, EINFARBIGEM SIEBDRUCK AB 5,30 ST. (Z.B. SHIRTS VON FRUIT OF THE LOOM)

NATÜRLICH BEDRUCKEN WIR AUCH CAPS, PULLIS, TASSEN ...

BUTTONS

Z.B. 100 BUTTONS (25 MM) MIT EIGENEM MOTIV 32,- ODER 100 BUTTONS (37 MM) FÜR 42,-

UND JEDE MENGE MEHR ...

ALTERNATIVE FASHION, BANDSHIRTS, ACCESSOIRES, MUSIK, DESIGN ...

BLUTDRUCK FASHION UND TEXTILDRUCK

**GOLDENE-BÄREN-STR. 5 | 93047 REGENSBURG
(ZWISCHEN FISCHMARKT UND STEINERNE BRÜCKE)
WWW.BLUTDRUCK-FASHION.DE**

Reden verschiedener Vertreter politischer Parteien Gehör zu schenken. Die CSU hatte leider kurzfristig wegen terminlicher Schwierigkeiten abgesagt. Nach dem Ende der Kundgebungen verlief sich das Publikum rasch, ein kleiner Teil blieb noch und diskutierte weiter. Wie man am nächsten Tag erfahren konnte, suchten einige Studenten später Franz Rieger von der CSU persönlich in der Parteizentrale auf und diskutierten mit ihm über die Regensburger Studienbedingungen.

Ein kurzes Fazit? Bei mittlerweile mehr als 20 000 Studierenden und unter den gegebenen, nicht optimalen Studienbedingungen hätte man sich vielleicht eine größere Beteiligung gewünscht. Der Bildungsstreik 2011 ist keine Massenbewegung mehr. Die schlechte Witterung und eine ausbaufähige Internetpräsenz waren für den Protest wohl auch eher ungünstig. Dafür kann man vermutlich davon ausgehen, dass die Teilnehmer dieser Demonstration nicht nur neugierig waren oder sich aus Langeweile angeschlossen hatten, sondern an der Sache ehrlich interessiert waren. Glaubt man den Vorträgen zur Vollversammlung, gibt es an der Regensburger Uni noch viel zu verbessern. Auch wenn Studierendenproteste bis jetzt bei Weitem nicht alle selbstgesteckten Ziele erreicht haben: Schon das Beispiel der Studiengebühren, von denen sich immer mehr Länder verabschiedet haben, zeigt, dass es einen Richtungswechsel geben kann. Und sei dieser auch nur durch einen Regierungswechsel möglich, bei dem eine für die Belange der Studierenden sensibilisierte Opposition ihre Wahlversprechen einlösen kann. Die erschöpfende Arbeit der Studierendenvertretungen und auch die Beteiligung der einzelnen Studierenden am Protest sind dabei sicherlich ernstzunehmende, wichtige Faktoren in der öffentlichen Meinungsbildung. ©



Zwanzigtausend

TEXT Christoph Pflock

Zu Beginn des aktuellen Wintersemesters begrüßte Franz Gruber, Prorektor für Studium und Lehre, die zwei zwanzigtausendsten Studenten an der Universität Regensburg: Franziska Kiesel und Philipp Schmitt. Es wurden zwei Studierende ausgewählt, da aufgrund von etlichen Zu- und Abgängen bis zuletzt unklar war, wer genau der 20 000. Student ist. Franziska Kiesel ist eine Absolventin des ersten G8-Jahrgangs und studiert Lehramt Musik an der Musikhochschule. Philipp Schmitt wechselte aus Würzburg nach Regensburg, um hier seinen Master in BWL zu absolvieren.

Großer Andrang

Mit dem Knacken der 20 000er Marke stellte die Universität Regensburg einen neuen Rekord auf: Noch nie zuvor waren so viele Studenten immatrikuliert. Zum aktuellen Wintersemester 2011/12 sind es etwa 20 300 Studenten. Ein Fünftel davon sind Erstsemester. Das sind 9,4 Prozent mehr Studienanfänger als im Jahr davor.

Als die Universität Regensburg in den 60er Jahren des letzten Jahrhunderts geplant und gebaut wurde, legte man sie für 11 000 (!) Studenten aus. Heutzutage sind etwa doppelt so viele eingeschrieben. Dies führt natürlich zwangsläufig zu überfüllten Hörsälen und langen Schlangen an den Mensen. Vor allem in den Pflichtveranstaltungen wird es schwer, einen Sitzplatz zu ergattern, wenn man etwas später kommt. Ob man dann, auf der Treppe sitzend, die Vorlesung gut verfolgen oder gar mitschreiben kann, ist mehr als fraglich.

Dabei haben die Studenten, die es bereits in den Hörsaal geschafft haben, fast immer eine stressige Anreise hinter sich. Wer mit dem Auto kommt, sucht meist vergebens einen Parkplatz in Uninähe. Wer mit dem Bus zur Uni fährt, muss in

An fast allen bayerischen Universitäten gleichen sich die Bilder: überfüllte Hörsäle, lange Schlangen in den Mensen und Autofahrer auf der verzweifelten Suche nach einem Parkplatz. Durch den doppelten Abiturjahrgang drängen auch an die Uni Regensburg so viele Studenten wie noch nie.

den Stoßzeiten erst mehrere Busse passieren lassen, bevor es gelingt, sich in einen der völlig überfüllten Busse hineinzupressen. Und wenn man sich dann nach einem anstrengenden Vormittag, mit häufig bis zu drei Veranstaltungen, auf sein wohlverdientes Mittagessen in der Mensa freut, muss man sich auf die nächste Wartezeit einrichten: Hat man gegen zwölf Uhr seine Mittagspause, wie ein Großteil der Studenten, steht man nicht selten über eine Viertelstunde für sein Essen an.

Auch die Suche nach einem Platz in einem der CIP-Pools, um die Pause zwischen Veranstaltungen zum Arbeiten nutzen zu können, gehört zur festen Routine der Studenten. Vor allem die Studenten, die aufgrund des Mangels an verfügbarem und insbesondere bezahlbarem Wohnraum zum Pendeln gezwungen sind, können es sich nicht leisten, die Zwischenpausen zu vergeuden. Da die Pendler oft früh von zu Hause aufbrechen und abends erst spät heimkommen, haben sie keine Möglichkeit, ihr Lern- und Arbeitspensum daheim zu erledigen. Das heißt, sie sind darauf angewiesen, einen Platz an einem Computer zu bekommen, um ihre Referate vorzubereiten, ihre Hausaufgaben abzuarbeiten oder ihre E-Mails zu checken.

Die beiden 20 000. Studenten müssen nicht pendeln, Franziska Kiesel hatte nach eigener Aussage »kein Problem«, eine geeignete Wohnung zu finden. Philipp Schmitt bewarb sich um einen Platz in einer WG und hatte das große Glück, unter 15 Mitbewerbern ausgewählt zu werden.

Keine bizarren Projekte

Die durch den doppelten Abiturjahrgang entstandenen Probleme sind nicht vom Himmel gefallen, sondern hausgemacht. Die bayerische Staatsregierung hatte acht Jahre Zeit, ihre Universitäten und Fachhochschulen auf den zu erwartenden

Ansturm vorzubereiten. In Regensburg konnten »durch langfristige Planung bizarre Projekte verhindert werden«, so Alexander Schlaak, der Pressereferent der Universität Regensburg. Er ist sich sicher, dass »die Universität Regensburg die Geschichte bewerkstelligen kann«.

Zur langfristigen Planung gehört beispielsweise die Errichtung des »Vielberth-Gebäudes«, das im Sommersemester 2011 fertig gestellt wurde. Prorektor Gruber beschreibt den Neubau als großes Glück, denn dadurch stehen drei weitere Hörsäle und zahlreiche Seminarräume zur Verfügung. Zudem wurde angedacht, den Vorlesungszeitraum zu erweitern, um die Raumnot zu lindern. Glücklicherweise konnte auf diese Maßnahme verzichtet werden, denn Veranstaltungen im Zeitraum von 20 bis 22 Uhr sind nicht zumutbar – die Teilnehmerzahlen hätten sich sicherlich in Grenzen gehalten.

Auch der intensive Kontakt mit den Schulen im Vorfeld war Gruber wichtig, denn es ist seine Aufgabe, »zusätzliche Studienangebote und neue Studienplätze zu schaffen.« Er betont, dass »dies nur mit einem gründlichem Austausch mit den Schulen möglich« war. Außerdem sei »es der Universität Regensburg erfolgreich gelungen, Leute im Sommersemester anzulocken.« Das war möglich, weil man viele Studienfächer bereits zum Sommersemester 2011 anbieten konnte. In den wirtschaftswissenschaftlichen Studiengängen war dies nicht machbar. Deshalb wurde der Numerus Clausus in diesen Fächern deutlich angehoben.

Gerade bei den Wirtschaftswissenschaftlern sind manche Vorlesungen so gut besucht, dass man das Audimax mit seinen 1500 Plätzen benötigen würde. Da dort aber oft schon eine andere Veranstaltung stattfindet, musste eine innovative Lösung gefunden werden: Es wurde eine Videoübertragung vom H 15, dem zweitgrößten Hörsaal der Uni, zum H 16 eingerichtet. »

Nach anfänglichen technischen Problemen funktioniert die Tonübertragung zufriedenstellend und mittlerweile wird auch die Präsentation übertragen. Diese Lösung ist immerhin besser als etwa einen Kinosaal anzumieten, was an anderen Universitäten tatsächlich Realität ist und auch in Regensburg in Betracht gezogen wurde.

Zusätzliche Anforderungen an Dozenten

Aber nicht nur die Räume wurden durch die Rekordzahl an Studenten knapp, sondern auch das Personal. In manchen Seminaren oder Übungen gibt es doppelt oder gar dreimal so viele Anmeldungen wie Kursplätze. In diesem Fall zeigen sich die Dozenten fast immer kulant und nehmen ein paar Nachrücker zusätzlich auf. Damit wird es aber für den Dozenten schwieriger, sich um alle Kursteilnehmer individuell zu kümmern, was für beide Seiten von Nachteil ist.

Aus diesem Grund ist die Universität froh, dass ihr im Rahmen des »QuiRL-Projektes«, eines Bund-Länder-Projektes zur Verbesserung der Studienbedingungen und für mehr Qualität in der Lehre, in den nächsten fünf Jahren elf Millionen Euro vom bayerischen Kultusministerium zur Verfügung gestellt werden. Mit diesem Geld könne man über dreißig neue Stellen schaffen, ist Gruber überzeugt.

Der doppelte Abiturjahrgang und die letzten Wehrpflichtigen sind also an der Uni angekommen. Die Bilanz: Es funktioniert mehr schlecht als recht. An etlichen offenen Baustellen besteht noch immer dringender Handlungsbedarf. In Zukunft wird es insbesondere darauf ankommen, für die Bachelorabsolventen genügend Masterstudienplätze zur Verfügung zu stellen. In den letzten Jahren wurden im Hinblick auf den erwartbaren doppelten Abiturjahrgang vor allem immer mehr Bachelor-Studienplätze angeboten, um den Abiturienten überhaupt einen Studieneinstieg zu ermöglichen. Dieser wird aber ohne einen anschließenden Masterstudiengang nicht viel wert sein. Hier ist das Wissenschaftsministerium gefragt, das die dazu notwendigen Mittel bereitstellen muss. Denn eines ist klar: Bayern kann es sich nicht leisten, das Potential eines ganzen Jahrgangs zu verschwenden. ☉

Festival des deutschen Films in Regensburg:

Heimspiel mit Nachspielzeit

TEXT Carina Castrovillari

Die besten deutschen Kinofilme aus den letzten beiden Jahren waren im November in Regensburg zu sehen. Zum dritten Mal luden Veranstalter Medard Kammermeier und Filmfestleiter Sascha Keilholz gemeinsam mit einem Team aus Studenten zum Filmfest »Heimspiel« ein.

In Regensburg gibt es kaum einen Absatzmarkt für kleinere deutsche Produktionen. Selten sind sie im städtischen Kinoprogramm zu finden. Viele geben sich lieber der Mainstream-Blockbuster-Berieselung der riesigen Kino-Komplexe hin.

»Heimspiel« hat es sich zur Aufgabe gemacht, dem Phänomen des »unsichtbaren« deutschen Films entgegenzuwirken, da im hier beheimateten Filmbereich herausragende neue Produktionen entstehen, die nicht ungesehen in der Versenkung verschwinden sollen. So bietet das Festival eine Plattform für Werke, ihre Macher, Studenten und interessierte Regensburger, mit dem Ziel, ausschließlich deutsche Erzeugnisse zu kontextualisieren und ihnen ein Zuhause zu bieten.

Auch wenn der Name »Heimspiel« anderes vermuten lässt: Spielerisch leichte Sachverhalte mit seichten Erzählsträngen wird man bei diesem Filmfest nicht finden. Die ausgewählten Filme behandeln Themen, die zum Nachdenken anregen und den Zuschauer aufrütteln. Gezeigt wurden Filme über Selbstmord, Vergewaltigung, Prostitution oder Kindermord – Themen, um die man normalerweise einen großen Bogen macht, die die Menschen aber doch bewegen und danach drängen, im Anschluss diskutiert zu werden.

Dafür ging das »Heimspiel« nach dem Abspann in die Nachspielzeit: Gespräche mit den Schaffenden halfen, Kontakte zu knüpfen und das Filmverständnis zu verbessern. Regisseur Jan Schomburg stellte den Eröffnungsfilm »Über uns das All« vor und plauderte danach aus dem Nähkästchen eines Filmemachers.

Bereitwillig stellten sich auch die beiden Schauspielerinnen aus »Tag und Nacht«, Anna Rot und Magdalena Kronschläger, den Fragen des Publikums und

schilderten unter anderem, wie sie sich auf den Dreh vorbereiteten: Sie sahen sich in diversen Bordellen um und unterhielten sich mit Prostituierten. Denn schließlich ist es auch für zwei Schauspielerinnen nicht einfach, in die Rollen Wiener Studentinnen zu schlüpfen, die sich ihren Lebensunterhalt mit Prostitution verdienen.

Zum Schmunzeln brachte Regisseur Tim Fehlbaum sein Publikum, der seinen Film »Hell« auf dem Filmfest vorstellte. Nachdem er die Fragen des Publikums beantwortet hatte, begann er von seinem Traum, dem Dreh eines Zombie-Films, zu erzählen. Genau das sollte »Hell« zu Beginn wohl auch werden. Es kann ihm durchaus dazu gratuliert werden, von dieser Richtung abgekommen zu sein, denn »Hell« besticht durch eine Mischung aus apokalyptischem Science-Fiction-Thriller und Horror, jedoch ohne in wilde Gemetzeln auszuarten.

Um den Entstehungsprozess eines Films aus einem ungewohnten Blickwinkel zu betrachten, widmete sich die diesjährige Werkschau der Casterin Simone Bär. Sie zeichnet sich zum Beispiel für den deutschen Cast von Tarantinos »Inglorious Basterds« verantwortlich und castete für die Filme »Picco« (von Philip Koch, der im letzten Jahr auf dem »Heimspiel« zu sehen war) oder »Unknown Identity«.

Deutlich wurde, wie schon in den Jahren zuvor, dass ein Großteil des »Heimspiel«-Publikums aus Studierenden der Medienwissenschaft besteht, deren Lehrstuhl für die Organisation verantwortlich ist. Das Festival richtet sich aber nicht nur an diese Zielgruppe. Da nach dem Spiel ja bekanntlich vor dem Spiel ist und der Anpfiff für die Organisation des nächsten »Heimspiels« schon bald ertönt, folgt abschließend der Appell an alle Filminteressierten, die Lust dazu bekommen haben, tatkräftig an der Entstehung mitzuwirken: Im nächsten Wintersemester wird es wieder ein Praxisseminar zum Filmfest geben – zur Teilnahme ist die Studienrichtung Medienwissenschaft nicht verpflichtend. Wichtig ist nur das eine: Interesse und Liebe zum Film.



TEXT/FOTO

Simon Treppmann

Elite ohne Obdach

Die Wohnungsnot der Studierenden zu Beginn des Semesters war frappierend hoch. Der doppelte Abiturjahrgang ist aber nur einer der Gründe, warum sich viele gezwungen sahen, in einem sporadisch eingerichteten Matratzenlager Unterschlupf zu suchen.

Da ist sie endlich – die Zusage. Wer jetzt denkt, man habe mit dem Platz an seiner Wunsch-Universität den schwierigsten und anstrengendsten Schritt hinter sich, der muss feststellen, dass auf dem Weg zum reibungslosen Studienstart noch einige Hürden zu überwinden sind.

Der doppelte Abiturjahrgang und das Aussetzen der Wehrpflicht waren schon lange Zeit in aller Munde und viele rechneten mit dem Schlimmsten für das Wintersemester 2011/2012. Was das konkret bedeuten kann, haben einige Studenten in Regensburg am eigenen Leib erfahren.

Das Angebot an bezahlbarem Wohnraum in der Stadt blieb hinter der starken Nachfrage weit zurück. Mit dem Sprengen der 20 000er-Marke sind seit diesem Wintersemester mehr Studierende als jemals zuvor an der Universität eingeschrieben. Laut Wissenschaftsminister Wolfgang Heubisch gab es im Jahr 2011 in Bayern 85 000 Studienanfänger – 72 000 davon allein im Wintersemester.

Viele Wohnungssuchende wählten auf der Suche nach ihrer »Traumleibe« den

üblichen Weg. Auf einschlägigen Portalen wie »wg-gesucht.de« starteten die meisten ihre ersten Versuche. Schnell mussten sie feststellen, dass man nur mit viel Glück einer derjenigen war, die überhaupt noch einen Termin bei diversen »WG-Castings« ergattern konnten. Auch auf eine Beantwortung der zahlreichen E-Mails, in denen man sich selbst als den perfekten Mitbewohner anpries, wartete man oft vergebens. Die Mitbewohnersuchenden waren einfach schier überfordert. 20, 30, ja sogar 40 Leute interessierten sich für ein einziges Zimmer. Nur mit Hilfe von Fortuna konnte man auf diesem Wege eine passende Unterkunft für die Studienzeit ergattern.

Auch die aus der Nähe von Hamburg stammende Leslie Southard sah sich mit ähnlichen Problemen konfrontiert. Gleich nach der Zusage für einen Studienplatz hielt sie sich etwa drei Wochen in Regensburg auf und wurde dennoch bei der Wohnungssuche nicht fündig. Die WGs waren überlaufen, die Wohnheime überfüllt. Ein Pendeln war für die 20-Jährige aufgrund der Entfernung zur Heimat keine Option. Erst das Schalten einer Anzeige in den lokalen Zeitungen führte zum ersehnten Erfolg, so dass Southard jetzt in einer klei-

nen Wohnung in Universitätsnähe lebt. »Ohne die viele Fahrerei, einen längeren Aufenthalt in der Stadt und die finanzielle Unterstützung meiner Eltern wäre das alles gar nicht möglich gewesen«, merkt Southard an.

Letzte Zuflucht: Matratzenlager

Die Geschichten, in denen Freud und Leid nah beieinander liegen, gibt es zuhauf. Auch vielen Erstsemestern blieb das Glück bei der Wohnungssuche verwehrt. So standen sie in den ersten Vorlesungswochen ohne Dach über dem Kopf da. »Schon im Juni 2011 wurde angefangen, nach einer Möglichkeit zu suchen, um Studenten eine kostengünstige Unterkunft in Regensburg zu bieten, falls diese vor Semesterbeginn nicht rechtzeitig einen Schlafplatz finden«, erläutert Ssaman Mardi, der dem SprecherInnenrat der Universität Regensburg angehört. Die Universitätsleitung war hier der erste Anlaufpunkt, um eine Lösung zu finden. Doch die Errichtung eines Schlaflagers in der Turnhalle des Sportinstituts war aus rechtlichen Gründen nicht umsetzbar. Das Angebot ▶▶

eines städtischen Hostels erwies sich für den AstA als immer noch zu teure Alternative für die Studierenden. Im September 2011 erklärte sich das Studentenwerk Niederbayern/Oberpfalz dazu bereit, den Gemeinschaftsraum des Gessler-Wohnheims im Südwesten der Stadt zur Verfügung zu stellen. Es bot eine zweiwöchige Nutzung des im Erdgeschoss errichteten »Matratzenlagers« bis Ende Oktober an. Durch ausgeteilte Flugblätter und Transparente auf dem Campus und Ankündigungen auf den Internetseiten von Universität und Studentenwerk wurde die »Notunterkunft« publik gemacht. »Wir wollten mit dem Angebot nicht direkt an die Presse gehen, da eine ähnliche Aktion in Würzburg zu einem gegenteiligen Effekt geführt hatte«, erzählt Mardi weiter. Dort erhöhten nach dem Bekanntwerden der akuten Wohnungsknappheit viele Vermieter ihre derzeitigen Mietpreise erheblich. Es kamen dennoch zahlreiche regionale und überregionale Print- und Fernsehmedien, um über die Situation zu berichten. *ProSieben* und der *Bayerische Rundfunk* nahmen die Thematik in ihre Sendungen auf und auch *Die Zeit* bezog sich in einem Artikel über die allgemeinen Startschwierigkeiten beim Studium auf die Regensburger Umstände.

Pro Nacht nutzten im Schnitt 12 bis 15 »Obdachlose« das Matratzenlager. Auch wenn die Ausstattung sehr spartanisch war, man niemals die Tür hinter sich zu machen konnte und zum Duschen ins Sportinstitut am Campus fahren musste, waren die Suchenden froh über das Angebot des SprecherInnenrates. Gekocht wurde im Gemeinschaftsraum des Wohnheims, wodurch schon erste Freundschaften entstanden. Nachdem der Asta eine Wohnungsbörse eingerichtet hatte und in den Medien berichtet wurde, fanden alle Gestrandeten nach und nach eine passende Bleibe.

Bildungselite: Ja, Wohnraum: Nein

Die Gründe für die akute Zuspitzung auf dem Wohnungsmarkt in diesem Wintersemester sind vielfältig. Die gängigsten kann mittlerweile jeder im Schlaf aufzählen: das Aussetzen der Wehrpflicht und der doppelte Abiturjahrgang. Aber noch

mehr Faktoren spielen bei der derzeitigen Situation eine Rolle: die Einrichtung einer zentralen Vergabestelle für Studienplätze verzögerte sich, weshalb die Zusagen zum Teil erst sehr spät kamen. Oft wurden diese erst ein bis zwei Wochen vor Vorlesungsbeginn verschickt, wodurch es nahezu unmöglich wurde, rechtzeitig eine Unterkunft zu finden. »Jeder spricht von Bildungselite und möchte gut ausgebildete Fachkräfte haben, aber wenn es um die finanzielle Unterstützung der jungen Heranwachsenden und eine adäquate Unterbringung geht, wird es ganz schnell ganz still«, kritisiert Ssaman Mardi. Man bekomme dann von den Vermietern Sätze zu hören, wie »diese Wohnung ist nicht WG-geeignet« oder »wir nehmen keine Studenten«. Das mittlerweile zur oft gängigen Praxis gewordene, nicht rechtmäßige Verlangen einer Bürgschaft für die Mietzahlungen seitens der Eltern erschwert zudem die Wohnungsfindung.

Ein nur begrenztes Interesse für die derzeitigen Umstände wirft Mardi auch dem Regensburger Oberbürgermeister Hans Schaidinger vor. Diesem sei mehr daran gelegen, seine Stadt wirtschaftlich gut aufzustellen, als sich um die Belange der Studierenden zu kümmern, die sowie so nur eine geringe Akzeptanz in der Regensburger Bevölkerung haben. »Insgesamt wurde zu wenig gegen die nahende Situation unternommen«, kridet Mardi an. Denn auch die Studentenwerke konnten dem gewaltigen Ansturm an Wohnungssuchenden nicht standhalten. Hinzu kam, dass in den letzten Jahren die Mittel um rund 30 Prozent gekürzt wurden. Außerdem hielt das Studentenwerk Niederbayern/Oberpfalz letztes Jahr Gelder zurück, um einen »Puffer« für kommende akute Projekte in der Hinterhand zu haben. Warum dieser gerade jetzt angelegt werden sollte, bleibt fraglich. Des Weiteren verzögerten sich geplante Renovierungsarbeiten in den einzelnen Wohnheimen, so dass nicht alle Zimmer für dieses Wintersemester zur Verfügung standen.

Wenn man den Blick auf die lokale Wohnungsmarktsituation wirft, fällt immer wieder ein Schlagwort – Gentrifizierung. Dieser Begriff beschreibt die Aufwertung eines Stadtteils durch dessen Sanierung oder Umbau. Die Folgen sind, dass die dort ansässige Bevölkerung durch wohlhabendere Bevölkerungsschichten

verdrängt wird, weil die Mietpreise steigen. Auch in Regensburg sorgt die Thematik immer wieder für Diskussionsstoff. Der Vorsitzende des Mieterbunds, Kurt Schindler, wirft der Stadt »Profitmaximierung« vor, die zur Folge habe, dass schlechter Verdienende aus dem Stadtkern gedrängt würden. Davon bleiben auch die Studenten nicht unberührt, denn auch für sie wird es immer schwieriger, bezahlbaren Wohnraum in unmittelbarer Zentrums- und Universitätsnähe zu finden. Die Möglichkeit, die leerstehende Kaserneanlage an der Galgenbergstraße für ein Wohnheim umzufunktionieren, wird vermutlich auch nicht als Option gelten, da momentan zu viele rechtliche Gründe gegen ein solches Vorhaben sprechen.

»Bildung für alle und zwar umsonst!«

Allmählich könnte man sich der Resignation hingeben. Denn nicht nur die überfüllten Hörsäle und Seminarräume wird es vermutlich weiterhin geben, jetzt kommen auch noch überlaufene Hochschul-Sportkurse hinzu. Das lateinamerikanisch geprägte Tanz-Fitness-Programm »Zumba« erfreute sich gar so reger Beliebtheit, dass ein Auslosungsverfahren zur Limitierung der Teilnehmerzahl eingeführt werden musste. Natürlich gibt es diese Methode schon für andere Angebote am Sportinstitut, aber jetzt muss sie auf immer mehr Kurse ausgeweitet werden. Vom »größten Fitness-Studio Bayerns« spricht da Christoph Kößler, der Leiter des Hochschulsports. Rund 8 000 Studenten nehmen die derzeitige Vielfalt an Kursen wahr – also rund 40 Prozent der Studierenden der Universität. Eine Zusicherung weiterer Gelder von Rektor Thomas Strothotte, um ein zufriedenstellendes Angebot für die Sportinteressierten auch weiterhin zu gewährleisten, lässt leider auf sich warten.

Wohnungsnot, Studiengebühren, keine Mitbestimmungsrechte, keine Garantie auf einen Masterplatz und überfüllte Kurse – wer sich heute auf ein Studium im Freistaat einlässt, muss sich auf einen akademischen Überlebenskampf einstellen. Es weht ein rauher Wind durch die Hochschullandschaft. Und bekanntlich trifft dieser jene am härtesten, die kein Dach über dem Kopf haben. ☹

Buchtipp

Der unschöne Schein

TEXT Franz Himpsl

Ein Idyll aus grauer Vorzeit: Wissenschaft, das sei, sagt der Bamberger Soziologe Richard Münch, eigentlich einmal gedacht gewesen als eine Art produktiver Wettbewerb ohne Sieger und Besiegte. Im Idealfall bestimme dabei das »Schenken aus Dankbarkeit, Verbundenheit und Verpflichtung« das Handeln der Akteure. Dieses tradierte Wissenschaftsideal kontrastiert Münch in seinem Buch »Akademischer Kapitalismus« mit jenen bedenklichen Entwicklungen jüngerer Zeit, von denen wir, die wir an der Institution Universität teilhaben, ein Lied singen können.

Es ist keine neue Erkenntnis, dass dem Kapitalismus die Tendenz innewohnt, die Welt nach seinem Ebenbild zu formen: Wo die Wirtschaft von den Marktprinzipien beherrscht wird, werden diese früher oder später über die Grenzen der Sphäre der Börsen, Geldtransfers und Handelsbeziehungen hinausdrängen und Domänen erobern, die vormals an ganz anderen Normen als jener der Profitmaximierung orientiert waren. Das gilt auch für die Domäne der Wissenschaft.

Diese werde, sagt Münch, nicht mehr »in ihrem eigenen Wert und als funktional ausdifferenziertes, autonom [...] operierendes System begriffen, sondern als Teil der Ökonomie.« Die Universität wird in diesem Ökonomisierungsprozess »zu einem Unternehmen, das seine Ressourcen nach ökonomischen Kriterien einsetzt, um sich größtmögliche Marktanteile im Wettbewerb um Gelder, Forschende, Lehrende und Studierende zu sichern.« Profil- und prestigebildende Maßnahmen dienen den Universitäten dabei als Mittel der Wahl.

Wohin mag es führen, wenn selbst die Wissenschaft, deren oberste Dienstherrin ja eigentlich den Namen »Erkenntnis« trägt, die Prioritäten vom Sein in den Schein verlagert? Münchs Prognose ist düster: Wenn wissenschaftlicher Erfolg nur mehr am Kapitalertrag gemessen wird, droht die Entmachtung der akademischen Gemeinschaft – einer Gemeinschaft, die ihr Selbstverständnis seit jeher aus dem Bewusstsein der eigenen Autonomie geschöpft hat.

Wissenschaft ist niemals gänzlich frei von der Indienstnahme für gesellschaftliche Zwecke gewesen. Der entscheidende Punkt ist aber, wie Münchs Buch deutlich macht, dass es ein Fehlschluss wäre zu meinen, dass jene Mechanismen der profitorientierten Straffung von Prozessen der Wissensgenerierung notwendigerweise mit einem Plus an Effizienz und wissenschaftlicher Qualität einhergehen müssten.

Es scheint vielmehr so, als würden jene Wissenschaftler, die den Universitäten auf Gedeih und Verderb die »unsichtbare Hand« des Marktes aufzwingen wollen, am Ende das Gegenteil von dem erreichen, was sie damit eigentlich bezwecken: Anstatt die Wissenschaft zukunftsfähig zu machen, treiben sie ihre Aushöhlung und Selbstverleugnung voran – und betreiben so Raubbau an einer Institution, auf die unsere Gesellschaft ebenso wenig verzichten kann wie auf Strom und fließend Wasser.

Richard Münch: Akademischer Kapitalismus. Über die politische Ökonomie der Hochschulreform, Berlin 2011. 18 Euro, 459 Seiten.

Buchtipp

Die etwas andere Unterwelt

TEXT Lucia Mederer



Unter den Straßen von Berlin, wo kein Tageslicht hingelangt, gibt es eine Parallelwelt. Dort, in den dunklen Tunneln und auf den Bahnhöfen, von denen jeder ein anderes Gesicht hat, liegen Geheimnisse verborgen, werden Geschichten geschrieben. Zum Beispiel die des Zugführers Günter, der einen traurigen Rekord verzeichnen kann: Fünf Menschen sind ihm während seiner Dienstzeit unter die Räder geraten, freiwillig und unfreiwillig. Oder die Geschichte von Bertram, der nach seinem Selbstmord in und um die U-Bahnhöfe herumgeistert und nur manchmal von wenigen Menschen gesehen werden kann. Oder auch die des jungen Tschechen Petr Bém, der Hauptfigur in J. R.s Roman »Der Himmel unter Berlin«, der vor seinem alten Leben als Deutschlehrer und werdender Vater hierher geflüchtet ist. Er lernt dort unten Pancho-Dirk kennen, der in Wirklichkeit nur Gitarre spielt, um besser Frauen abschleppen zu können und gründet mit ihm die Band mit dem passenden Namen U-BAHN – weil das »Schwärze, Krach und Tempo« bedeutet. Die neue Liebe lässt auch nicht lange auf sich warten: Katrin ist groß, dünn, blond und liebt eigentlich nur Island.

Irgendwie hängt das bei Jaroslav Rudiš alles zusammen, irgendwie ist alles miteinander verwebt, genauso wie das Tunnelnetz der U-Bahn, nur dass man nicht immer so genau wissen kann, wo der Zug schließlich hinfährt. Jede einzelne Person, der man auf dieser Fahrt begegnet, hat etwas zu erzählen und darf das auch. Rudiš' Stil ist dabei gleichermaßen witzig und melancholisch, seine Figuren haben einen hohen Unterhaltungswert und sind dennoch ernstzunehmen. »Der Himmel unter Berlin« ist der Debütroman des tschechischen Autors, der selbst schon mal Manager einer Punkband war und ein Jahr Berlin studiert hat. Inzwischen sind drei weitere Romane gefolgt, von denen bisher allerdings nur einer (»Grandhotel«) in deutscher Übersetzung vorliegt.

Jaroslav Rudiš: Der Himmel unter Berlin, Berlin 2004. 17 €, 175 Seiten.

Neptuns Tod

Lucia Mederer

Ich habe Neptun zerstört, hämmert es in ihrem Kopf. Herausfordernd funkelt sein Blick im Neonlicht, noch in seinem Untergang. Neptun ist zerbrochen, das zu wissen tut so weh. So weh ... Aber halt, der Schmerz steckt ja in ihrem Fuß, blitzt von dort aus über die ganze Wade bis ins Hirn hinein. Lass das, das sind meine Gedanken! Aber es tut so weh ... Ganz ruhig, sei ruhig, ist jetzt nebensächlich, der Schmerz, aber was ist passiert? Ach ja, sie hat Neptun zerstört und aus Rache hat er seinen gläsernen Schiffsbug in ihren Ballen gebohrt. Niemand kann einem Gott ungestraft etwas anhaben. Jetzt muss sie ihm opfern, um ihn milde zu stimmen, womit, mit eigenem Blut vielleicht ... Schluss jetzt, klar denken, was soll sie tun, Martin rufen? Tatsächlich, da läuft es schon die Fuge entlang, tatsächlich, so viel, so viel hat sie schon lang nicht mehr geblutet, aber es macht nichts, sie kann ja Blut sehen! Es läuft unaufhörlich, darf nicht den Duschvorleger erreichen, das kriegt man nicht mehr raus. Sie hat ja schon

Neptun auf dem Gewissen, jetzt nicht noch den Teppich, bitte nicht! Hier ein Handtuch, das nicht, das nicht, das ja, das ist schon alt, das geht, das kann man einweichen und später noch damit putzen. Ja, das ist gut, das saugt alles auf, erstaunlich viel ist das, soviel Blut nur im Fuß, komisch ... Es tut immer noch weh, was macht man da, tut man ein Pflaster drauf, früher hat das immer geholfen, als sie vom Fahrrad auf den Schotterweg gefallen ist, wie alt war sie da? Neptun ist zornig, noch immer die Scherbe in ihrer Sohle, kann man die einfach so rausziehen, aber dann blutet es ja noch mehr. Martin wüsste es, aber sie kann jetzt nicht ... So viel Blut, vielleicht wird sie jetzt ohnmächtig, aber nein, bitte nicht, das darfst du nicht! Wenn sie ohnmächtig wird, wird sie fallen, vielleicht noch die Stirn gegen das Waschbecken schlagen, den Wannenrand, kann man doppelt ohnmächtig werden? Martin wacht auf, tapst schläfrig ins Bad, natürlich barfuß, tritt selbst in eine Scherbe, die Rache der Götter kann sich auf Familienmitglieder ausdehnen, ganze Generationen, das war doch bei ... wie hießen die nochmal, Iphigenie weiß sie noch, hat sie sogar im Theater gesehen, mit Martin, da hat ihr das blaue Kleid noch gepasst, warum passt es jetzt nicht mehr? Bleib bei der Sache! Martin... Er tritt in eine Scherbe, sieht sie dann da liegen, ein schlimmer Anblick, wenn sie wie tot aussieht und sein schöner Neptun ist auch noch tot, er wird denken, sie habe ihn absichtlich zerschmettert, dann noch das blutgetränkte Handtuch, er kann kein Blut sehen, sie schon, er nicht, Martin bekommt einen riesigen Schock. Oder nein, er sieht erst Neptun in seinen Einzelteilen und dann sie und tritt vor Schreck in eine Scherbe und dann? Wie ihm der Fuß weh tun wird, so weh, sie kann es selber spüren. Ach nein, wie blöd von ihr, die Scherbe steckt ja in ihrem Fuß, Gottseidank, Mar-

Schreibwerkstatt Salamander

- *Das Projekt »Schreibwerkstatt Salamander« wurde im Sommersemester 1996 in Zusammenarbeit mit der Uni Regensburg gegründet. Inzwischen organisiert sie sich selbst, uni-unabhängig und demokratisch. Sie dient bei den wöchentlichen Treffen bis heute als Diskussionsforum für eigene Texte und als Versuchsraum für gemeinsame Sprachexperimente. Einmal im Semester veranstaltet Salamander eine Lesung mit eigenen Texten und*

musikalischer Untermalung. Wer selbst schreibt, wer sich gern in Literaturkritik übt oder einfach Spaß am Umgang mit Sprache hat ist jederzeit willkommen.

- *Interessiert? Dann schreib an Schreibwerkstatt-Salamander@web.de !*
- *Autorenportraits und Leseproben unter: <http://schreibwerkstatt-salamander.jimdo.com>*

tin ist noch gar nichts passiert, sie kann es verhindern, sie hat ihm den Schmerz vorweggenommen, aber Neptun, für den ist es zu spät, der ist zerstört, auch morgen noch, oder kann man ihn kleben? Alle Teile sind noch da, das eine muss sie rausziehen, natürlich, das Blut kann man ganz leicht abwischen, sie hat diesen Kleber gesehen, auf Martins Schreibtisch, aber kaputt wird es trotzdem aussehen, falsch, Martin wird sofort erkennen, dass etwas nicht stimmt, er weiß auch, dass ihr das blaue Kleid nicht mehr passt, er sagt bloß nichts, sie hat immer gedacht, sie sei nicht diese bequeme Pärchenfrau, sie gibt sich ja Mühe und jetzt ist trotzdem der Neptun kaputt und sie ist schuld und Martin wird nichts sagen, aber weh wird es ihm tun ... Hat er etwas gemerkt, nein, er schläft ja, sie darf ihn nicht wecken, setz dich mal auf den Hocker da, gut, im Sitzen ist es viel besser, da kann sie nicht so leicht fallen und es tut jetzt schon ein bisschen weniger weh, bestimmt und jetzt legt sie auch Neptuns Kopf endlich aufs Waschbecken ab, vorsichtig, grausam sieht das aus, da ist ja auch Blut dran, wie kommt das dahin, das kann nicht ihres sein, das ist sein Blut, wie wird er sich rächen an ihr? Braust das Meer auf, weil sie seinen Herrscher getötet hat, aber Götter sind doch unsterblich, hat sie immer gedacht, drängt es jetzt durch die Rohre, presst sich durch den Abfluss, um sie zu ertränken, es riecht schon salzig hier oder ist das nur ihr Blut, war es nicht überheblich, sich einen Gott ins Badezimmer

zu holen, aber das ist ja nicht ihre Schuld, oder doch, die Schuld springt über, man kann gar nichts tun, dann darf sie auch keine Kinder bekommen, aber am Ende tut man immer so, als hätte man alles vergessen, kriegt dann versehentlich doch welche, und was ist dann mit denen, bringen alle sich gegenseitig um? Warum haben sie ihn überhaupt immer Neptun genannt, eigentlich ist das doch Poseidon, eine blaue Krawatte hat Martin getragen, passend zu ihrem Kleid, hat er nie wieder gemacht, im Theater waren sie auch schon länger nicht mehr, obwohl Martin doch immer gerne gegangen ist, wirklich gerne, aber wie soll das jetzt noch gehen, die Kleider passen nicht mehr und sie macht alle seine Sachen kaputt, ihr Fahrrad hat sie bei ihrem Sturz auch kaputt gemacht, neun war sie da, ja genau, so weh getan hat das, das Schutzblech ist verbogen, der Rahmen war auch blau, mit silberner Schrift, was stand da drauf, jetzt darf sie keine blauen Kleider mehr tragen, weil sie Neptun getötet hat oder Poseidon und keine Kinder bekommen und von Martin wird sie fortgehen müssen, sie kann ihm jetzt nicht mehr in die Augen sehen, aber erst, wenn sie die Scherben aufgesammelt hat, er soll sich nicht auch noch schneiden, aber gerade ist der Boden so weit weg und er schaukelt, das sind schon Neptuns Wogen, sie riecht das Salz, die Algen auch und die Möwen schreien, vielleicht soll sie doch Martin rufen, vielleicht kann er sie noch retten, aber da ist schon das Wasser in ihrer Kehle.

Weltmeister aus Regensburg

Oder: Wer steckt eigentlich hinter den gelben Tonnen?

Es ist Donnerstag, kurz vor acht. Die Wiwi-Cafete füllt sich nur langsam. Müde Gesichter verstecken sich hinter großen Coffee-to-go-Bechern und der Mitschrift der letzten Vorlesung. Um Magenknurren während des Kurses vorzubeugen, wird noch hastig ein Croissant verspeist. In Eile wird schließlich der Müll aus den Taschen und Rucksäcken entleert und auch die leeren Plastikflaschen der letzten Tage wandern in den Papierkorb. In der morgendlichen Hektik nimmt kaum jemand wahr, wie zwei Personen die Pfandflaschen kopfschüttelnd aus dem Abfalleimer nehmen und sauberlich in leere Getränkekästen ordnen. Denn für Gabi P. und Paul R. sind diese Flaschen kein Müll, sondern sichern ihre Arbeitsplätze.

Pfandflaschen als Start in ein neues Leben

Dank der zahlreichen Plakate und Aushänge, die überall an der Uni und FH verteilt sind, kennen viele die großen gelben Tonnen mit der Aufschrift »Spende dein Pfand«, die in beinahe jeder Cafete aufgestellt sind. Dennoch weiß kaum jemand, was oder wer hinter dem Projekt steckt. Gabi und Paul drehen auch an diesem Donnerstag ihre gewohnte Runde: Sie leeren die Tonnen, wechseln die Müllbeutel und geben die Pfandflaschen zurück. Der Erlös stellt ihr monatliches Gehalt dar.

Paul ist gelernter Maurer. Während des Hausbaus konnte der Familienvater dem beruflichen Druck nicht mehr standhalten und hatte mit Panikattacken zu kämpfen. Auch Gabi, ehemals Krankenschwester, war es wegen ihrer psychischen Erkrankung nicht mehr möglich, ihren Beruf auszuüben. Mit dem Projekt »Spende dein Pfand« wurde beiden der Wiedereinstieg ins Berufsleben ermöglicht. Ne-

ben der entspannten Arbeitssituation ist es die Abwechslung, die Paul an dem Projekt schätzt. Die Arbeit besteht nämlich nicht nur aus der Leerung der gelben Tonnen, sondern die Teilnehmer tragen auch die Verantwortung für das Marketing. Gabi lobt das Projekt ebenfalls: »Heutzutage gibt es so viel Egoismus auf der Welt. Die Mitmenschlichkeit macht unsere Arbeit so besonders.« So helfen die Teilnehmer automatisch anderen bedürftigen Menschen, da das überschüssige Geld der Pfandflaschen verschiedenen sozialen Einrichtungen in Regensburg, wie dem »Donaustrudl« oder dem »Verein zur Förderung krebskranker und körperbehinderter Kinder in Ostbayern«, zugutekommt. Neben der Schaffung von Arbeitsplätzen und der Unterstützung von wohltätigen Organisationen hilft »Spende dein Pfand« auch die natürlichen Ressourcen zu erhalten, indem die Pfandflaschen nicht auf dem Müll landen, sondern dem Recyclingprozess zugeführt werden. Das an der Universität Regensburg begonnene Projekt war derart erfolgreich, dass es bereits neun weitere deutsche Unis, darunter in Berlin und Hamburg, übernommen haben.

Mit einfachen Mitteln wie einer Pfandflasche Großes zu schaffen und damit das Leben von anderen Menschen zu verbessern: Das könnte man als einen der Leitgedanken der Studentenorganisation SIFE (Students In Free Enterprise) bezeichnen, die das Projekt »Spende dein Pfand« ins Leben gerufen haben. Gegründet wurde SIFE Regensburg 2005 und reihte sich somit in die lange Liste der Regensburger Studentenorganisationen ein. Bei der Frage was SIFE von anderen gemeinnützigen Organisationen unterscheidet, muss Hans-Georg Mann, BWL-Student und Teamleiter, nicht lange überlegen: »Bei unseren Projekten soll der Mensch als Individuum im Mittelpunkt stehen, nicht die Statistik.« Josef Plank, der ebenfalls Teil der Teamleitung von SIFE Regensburg ist, fügt hin-

zu: »Unser Ziel ist es konkrete Projekte zu entwerfen und diese umzusetzen. Ein Projekt ist für uns dann erfolgreich, wenn es mindestens einer Person tatsächlich hilft und nicht, wenn es 100 Personen helfen könnte.« Das ist wahrscheinlich die größte Motivation des Regensburger SIFE-Teams, das sich derzeit aus 100 Mitgliedern aus den verschiedensten Fachrichtungen zusammensetzt. Doch von der Projektarbeit profitieren nicht nur bedürftige Menschen, sondern auch die Mitglieder selbst, indem sie lernen Verantwortung zu übernehmen, Projekte auf die Beine zu stellen und diese zu Ende zu bringen: Kompetenzen, die im späteren Berufsleben von Nutzen sein werden. Sich gemeinsam immer wieder neuen Herausforderungen zu stellen, schweißt zusammen. Aber nicht nur das. Auch gemeinsames Feiern und Sportmachen trägt zu dem starken Zusammenhalt und dem freundschaftlichen Umgang innerhalb des Teams bei, das sich selbst als »große Familie« bezeichnet.

Eule, Pharao und Bayer tanzen Polonaise

Wie erfolgreich unser Regensburger SIFE-Team wirklich ist, haben die meisten wohl kaum oder nur am Rande mitbekommen. Oktober dieses Jahres wurden sie in Kuala Lumpur zum SIFE World Champion gekürt. Wie die Bezeichnung des Wettbewerbs bereits schließen lässt, beschränkt sich die Organisation SIFE nicht auf Deutschland, sondern ist in 38 Ländern mit über 57 000 Studenten vertreten. Mit ihrer beeindruckenden Bühnenshow, bei der die Studenten ihre Projekte mit Foto- und Videomaterial präsentierten, konnte sich das Regensburger Team gegen 36 andere SIFE-Teams aus aller Welt durchsetzen. Trotz zweimonatiger Vorbereitung für ihren Auftritt bei der Weltmeisterschaft war den 26 Regensburger Studenten, die

Gegen
36 andere
SIFE-
Teams aus
der ganzen
Welt setzten
sich die Re-
gensburger
durch.
Foto: SIFE



nach Kuala Lumpur eingeladen worden waren, doch etwas mulmig zumute. Als die Jury aus 50 internationalen Topmanagern schließlich das Ergebnis verkündete, konnte es das deutsche Team kaum glauben. Schließlich nahmen sie zum ersten Mal überhaupt an den Weltmeisterschaften teil und traten im Finale gegen Teams wie Zimbabwe an, das sich für den Kampf gegen Aids stark machte. Trotz des Wett-eifers um den Weltmeistertitel glich der World-Cup eher einem freundschaftlichen Treffen der SIFE-Teams. Im Vorfeld der Meisterschaft fand eine Messe statt, um den Kontakt zwischen den verschiedenen Teams herzustellen. Es folgte ein buntes Spektakel: Die in landesüblicher Tracht gekleideten SIFE-Mitglieder versuchten, anhand von Musik oder Tänzen, die Kultur ihres Heimatlandes zu repräsentieren. Das Resultat war ein multikulturelles Treiben, bei dem Baskenmützen, Kimonos, Pharaonen und eine Eule aus Puerto Rico gemeinsam Polonaise tanzten. Auch das bay-erische Team vertrat unser (Bundes-)Land stilgerecht mit Lederhose, Dirndl und Lebkuchenherzen.

Neben »Spende dein Pfand« stellte das Regensburger Team auch zwei weitere Projekte in Malaysia vor. Mit »Integration On« unterstützt die Studentenorganisation Roma-Familien in Rumänien. Das SIFE-

Team versorgte diese oft von der Gesellschaft ausgeschlossene Bevölkerungsgruppe mit regenerativen Energiequellen. Da sich die Netzbetreiber in einigen Regionen weigerten die Roma-Familien mit Strom zu versorgen, mussten diese ohne elektrisches Licht und fließendes Wasser auskommen. Das SIFE-Team sicherte durch regenerative Energiequellen nicht nur die Stromversorgung der Familien, sondern brachte ihnen auch bei, diese zu reparieren und wiederaufzuladen. Neben der Stromversorgung, wurde in ein Jugendzentrum investiert, in dem die Roma-Kinder zusammen mit anderen rumänischen Kindern spielen können. Somit wurde sowohl für die Versorgung der Familien mit Elektrizität gesorgt, als auch der Versuch der Integration der Roma in die rumänische Bevölkerung gestartet.

Wie »Integration On« widmet sich auch das dritte Projekt, »Micro Leasing«, dem Osten Europas. Gebrauchte Maschinen und Geräte werden dabei an bulgarische und serbische Kleinunternehmer verleast. Die Überschüsse werden zum Kauf neuer Geräte verwendet. Von den ersten Ideen bis zum Zeitpunkt, zu dem ein Projekt selbstständig abläuft, dauert es oft Jahre. Es ist bewundernswert, mit welchem Elan und welcher Begeisterung sich die SIFE-Mitglieder ihrer Arbeit widmen und

immer wieder aufs neue Menschen in Not helfen. Mit so viel Engagement und Freude an der Sache ist es nicht verwunderlich, dass das Teammitglied Stefanie Schattenkirchner die Arbeit einer Sucht gleichsetzt: »SIFE ist wie eine Droge, man kann nicht damit aufhören.« Auch bei ihrem neuesten Projekt »Türkei«, das misshandelten türkischen Frauen neue berufliche Perspektiven geben will, zeigen sich der Ideenreichtum und der Wille der Gruppe. Das Motto des Teams: »Gib einem Hungernden einen Fisch und er wird einmal satt, lehre ihn Fischen, und er wird nie wieder hungern.« veranschaulicht eines ihrer wichtigsten und zugleich schwierigsten Ziele: die Selbstständigkeit. Das Projekt »Spende dein Pfand« zeigt, dass die Hilfe sich selbst zu helfen meist nachhaltiger und wirkungsvoller ist als einfach nur Geld zu spenden. Als Beweis genügt ein Blick in Gabi P.s strahlendes Gesicht als sie letzte Woche die Spenden, finanziert aus dem überschüssigen Pfanderlös, an die Einrichtung »Donaustrudl« übergeben durfte.

Videoclip zum Auftritt:

- Videoclip des Worldcup-Auftritts:
www.sife.org/worldcup/presentations2011.asp



Bildungshürde Campus?

Studieren mit Handicap: Wenn alltägliche Tätigkeiten zu großen Herausforderungen werden.

TEXT Sarah Munker
FOTO Christian Basl

Referate, Hausarbeiten, Praktika, tausend Dinge, die Studierenden im Kopf herumschwirren – am Studium allein mag man oft genug verzweifeln. Jeder dürfte das Gefühl kennen, vom Stress mit den Kursen, Fristen, Dozenten oder Prüfungen in die Knie gezwungen zu werden. Manche von uns haben es aber gleich doppelt schwer: Studierende mit einer chronischen Erkrankung oder Behinderung müssen noch ganz andere Aufgaben meistern: Wie komme ich ohne Probleme in den Hörsaal? Wie kann ich Bücher ausleihen, die in der Bibliothek stehen? Solche unscheinbaren Alltagsprobleme können für behinderte Studenten zu schier unüberwindbaren Hindernissen werden.

Und es gibt nicht wenige, die davon betroffen sind: Rund acht Prozent aller Immatrikulierten geben an, dass sie an einer gesundheitlichen Beeinträchtigung leiden, die Auswirkungen auf ihr Studium hat. An der Uni Regensburg wären das bei etwa 20 000 Studierenden 1 600 Betroffene.

Daher gibt es auf dem Campus auch ein paar hilfreiche Angebote, die den Betroffenen das Studium ein wenig leichter machen. In der Zentralbibliothek steht ein Arbeitsplatz für Blinde oder Studierende mit Sehbehinderung zur Verfügung. Dort befinden sich spezielle Computer und Arbeitsgeräte, wie zum Beispiel Kopfhörer mit Sprachausgabe des Bildschirminhalts, die es ermöglichen, trotz der Einschränkung eine Literaturrecherche zu betreiben. Zudem bietet das Multimedia-Zentrum an, eben diesen Studierenden kostenlos Literatur einzuscannen und in das richtige Format zu bringen.

Natürlich gibt es auch Studierende, die mit Gehbehinderungen zu kämpfen haben und ihren Uni-Alltag im Rollstuhl bewältigen müssen. Da gestaltet es sich nicht so leicht, einfach in die Bibliothek zu kommen und sich ein paar Bücher oder Zeitschriften aus dem obersten Regalbrett zu holen. Speziell dafür gibt es aber seit Oktober 2008 den Literaturservice an der Uni. Egal, ob man nun Bücher aus einer Teilbibliothek benötigt oder sich Literatur kopieren muss, der Service bietet das alles kostenlos an.

Mit dem Ausleihen von Büchern hat sich das Studieren allerdings noch nicht erledigt, ist doch auch der Besuch von Vorlesungen und Seminaren zentraler Bestandteil des universitären Lebens. Für einen Rollstuhlfahrer stellt sich vor dem Kursbesuch eine simple aber zentrale Frage: Wie komme ich von A nach B, ohne dass Treppen den Weg versperren? Obwohl es auf den ersten Blick unmöglich erscheinen mag, bei den zahllosen Treppen auf dem Campus-Gelände alle Orte mit dem Rollstuhl zu erreichen, ist die Situation an der Uni aber ganz gut: Theoretisch kann man bis auf bestimmte Stellen an der Sportfakultät zu allen Räumlichkeiten auch im Rollstuhl gelangen. Leider liegt die Betonung auf *theoretisch*, denn so manche Tür, die auch für Studierende ohne Handicap eine Kraftübung darstellt, erschwert den Weg über das Gelände für Rollstuhlfahrer sehr.

Ein Beispiel, wie man es richtig machen kann, ist das neue Vielberth-Gebäude, das mit elektronisch öffnenden Türen sowie Blindenschrift-Tafeln an den Eingängen und Geländern ausgestattet ist. Warum man die Türen nicht einfach über-

all an der Universität entsprechend umrüstet? Des lieben Geldes wegen natürlich, denn eine Tür auszutauschen kostet sage und schreibe schon zwischen 10 000 und 15 000 Euro. Geld, das die Uni gerade einfach nicht zur Verfügung hat. Der finanziellen Lage ist es auch geschuldet, dass noch kein Blindenleitsystem installiert ist, das Sehbehinderten eine verbesserte Orientierung auf dem Campus bieten würde – verlieren doch selbst Sehende auf dem verwirrenden Universitätsgelände oft genug den Überblick.

Studieren mit Handicap ist nicht einfach, die Uni Regensburg macht es aber vielleicht ein klein bisschen weniger beschwerlich. Der Service, den die Bibliothek und das Multi-Media-Zentrum anbieten, erscheint wirklich hilfreich und viel versprechend und wer einen Ansprechpartner bei diesen Problemen sucht, der findet ihn auch schnell: An der Uni steht Martin Gründel als Senatsbeauftragter für chronisch kranke und behinderte Studierende mit Rat und Tat zur Seite und im Studentenwerk kann man sich mit Problemen und Fragen, die sich um Nachteilsausgleich, Studienzeitverlängerung, Wohnheimplätze und Ähnliches drehen, an Stefanie Feuerer und Monika Jauch wenden.

Durch das Behindertengleichstellungsgesetz sind Träger öffentlicher Gewalt zur Herstellung von Barrierefreiheit im Bau verpflichtet. Es ist nicht das, was protestierende Studenten im Sinn haben, wenn sie ein barriere- und schrankenfreies Studium fordern. Aber zumindest in dieser Hinsicht zeigt sich die Universität Regensburg vorbildlich: Der Campus ist keine Bildungshürde.

»Hör auf zu bluten!«

TEXT/FOTO Marlene Fleißig

Mir war sofort klar, dass es Probleme geben würde. Die Jogginghose, die doch die gestählten Oberschenkel nicht verbergen konnte, der strenge Zopf, der vor sehr langer Zeit einmal blond gewesen sein mochte und der Schraubstockgriff, mit dem sie mich an der Schulter packte: Ja, Helga war gefährlich. Und für die nächsten vier Wochen meine Chefin.



Meine Version des Kindertraums, nachts in einem Spielzeugladen eingeschlossen zu sein, erfüllte ich mir in den letzten Semesterferien, in denen ich einen Monat lang in einer Backformfabrik arbeitete. Hier flossen aber weder Milch und Honig, noch tanzten lustige Umpa Lumpas durch die Gegend, die mich zu einem Bad im Schokoladenwasserfall einladen wollten. Gut, was hatte ich erwartet, nachdem meine Bewerbung in dem heimatnahen

Betrieb aus der Angabe meines Namens und meiner Schuhgröße bestanden hatte.

Die Sicherheitsschuhe, die mir später das ein oder andere Mal das Leben retten sollten, tausche ich am ersten Tag bei unserem Chef gegen meinen Stolz ein. Noch kann man mich und die anderen Ferienjob-Beginner von den müden Gestalten unterscheiden, die sich um sieben Uhr morgens an ihren Kaffeebechern festklammern und wohl schon mehrere Jahre hier in der Backformfabrik meines Vertrauens arbeiten. Denn wir lächeln. Noch. Der erste Auftrag mit dem verheißungsvollen Namen »clean easy« zerrt schon schwer an den Mundwinkeln. Erste Überläufer kristallisieren sich

schnell heraus: »Ich glaub', ich wechsel noch mal in die andere Fabrik – die, die Röntgenfolie herstellt. Gibt 14 Euro die Stunde, klar, die giftigen Dämpfe musst du halt einatmen...«

Sechs Arbeitsschritte, die alle damit zu tun haben, 1400 Plastikbackformen zusammenzubauen, einzupacken, zu stapeln und ins Lager zu bringen, beschäftigen uns den ersten Acht-Stunden-Tag und lassen giftige Dämpfe verführerisch erscheinen.

Bei meinen ersten ungeschickten Versuchen, Pappungetüme in Kartons zu verwandeln, spüre ich schon den wachsamen Blick der Matrone, die sich später als Helga entpuppen sollte. Zuerst denke ich, es sind die 33 Grad Raumtemperatur, die mich ins Schwitzen bringen, aber nach dem ein oder anderen kehlkopflautartigen Befehl von Helga weiß ich: Es ist die nack-

te Angst. In den 30 Minuten Pause, die ich mit meinen Mitgefangenen in Freiheit verbringen darf, wird mir bestätigt: zu Recht. »Oh mein Gott, du bist in der Gruppe von Helga? Na dann viel Spaß, die sucht sich jedes Jahr die Studenten raus und macht sie fertig, bis sie weinen.« So sensibilisiert, versuche ich mich den Rest des Tages, an dem ich lerne, dass das Hubwagenfahren wohl das Spaßigste an meinem Job sein wird, in ihrem Schatten zu verstecken. Blöd nur, dass außer Helga nur Russinnen in meinem »Team« sind. Da sich meine Russischkenntnisse auf »Stalin«, »Wodka« und »Nastroyje« beschränken, bleibe ich den Rest des Tages stumm und beobachte den Haufen Mitfünfziger, der mit einer Geschwindigkeit Plastikteilchen in versandfertige »clean easys« verwandelt, dass einem schwindlig werden kann.

Am nächsten Tag das gleiche Spiel: Aufstehen um sechs, Arbeitsbeginn um sieben, Pause um zehn, das erlösende Geräusch der Werks sirene – Debussy, Liszt, Nirvana, schade, schade, ihr könnt alle einpacken, wer hätte nach Jahrhunderten Musikgeschichte gedacht, dass das schönste Geräusch kein Akkord einer ausgeklügelten Symphonie, sondern das knatschige Schrillen *Aääähhhh* ist - und zuhause rehabilitieren. Meine Bewunderung wächst für die, die nach einem Acht-Stunden-Tag in der Fabrik – nachdem die Hände und Arme wundgeschürft, die Muskeln verspannt und die Fersen blau von ersten Hubwagenfahrversuchen sind – noch ein Sozialleben haben. Ich für meinen Teil krieche zuhause entweder ins Bett oder schlafe gleich, »pennerstyle«, im Garten ein. Vielleicht geht mal am Abend noch ein Bier mit ebenso arbeitsgeschädigten Freunden, aber mehr schon auch nicht. Die haben es sogar noch schlechter. Fürs Medizinstudium steht bei ihnen das Pflegepraktikum an, ergo: Junkies waschen, Dementen erklären, wo sie sind und im ewigen Kampf Arzt-Schwester ein Puffer sein. Plötzlich bin ich richtig dankbar für ▶▶

meine 6,89 Euro die Stunde: In Anbetracht eines unbezahlten Pflegepraktikums, bei dem die Betroffenen durch Anfahrtkosten quasi noch dafür bezahlen, Menschen waschen zu dürfen, erscheint der »Fuffi« am Tag wie pures Gold. Mein Mantra ist darum: Du machst das nur fürs Geld.

Überhaupt rechne ich viel während meiner arbeitsreichen Semesterferien: noch sechs Paletten bis zur Pause, noch drei Tage bis zum Wochenende, noch 24 000 Vanillekipferlformen für Lidl. In den folgenden Wochen schrumpft mein Wortschatz daher auf Schlagwörter wie »Stückzahl«, »Palette«, »Pause«, »Kaffee«, »Vanillekipferlblech« und immer wieder: »Marjellchen!« Am Anfang gefällt mir diese Anrede noch, die mich doch immerhin im Russenregime zu mehr macht als »833«, »Muschduschnellermachen« und »Haschduschon?« Mit zunehmendem Gebrauch jedoch erinnert mich »Marjellchen« nicht länger an die gelegentlichen Ostpreußenphasen meines Großvaters – kein bisschen zärtlich kommt das Wort nämlich heraus. »Marjellchen« heißt einfach nur so viel wie *»Oh nein, Mädle, was hast du da schon wieder angerichtet!«* und unvermeidlich folgt daraufhin: »Muschduschnellermachen.«

Die Abgestumpftheit, die nach Wochen gleicher Handgriffe den Galgenhumor ersetzt hat, wird mein Schutzpanzer gegen Russenflüche und Lästereien, denen man unweigerlich ausgesetzt ist. Schon allein wegen meines einzigen Freundes, den ich im Gegensatz zu den meisten hier – kein Scherz – dem Alkohol vorziehe: mein MP3-Player. Zuallererst nur dazu da, um

meine Aggressivität mit Hip-Hop-Tunes zu untermalen, werden er und meine Hörbücher schließlich ein Instrument gegen die Verdummung. IQ-mäßig, würde ich sagen, komme ich am Ende der vier Wochen wieder auf null raus. Helga gefällt meine innere Emigration gar nicht – vor allem, da ich ihren Befehlen wie »Geh zur Traude und hol die Form, die links im ersten Lager steht« nicht schnell genug folge. Klar, das muss natürlich am MP3-Player liegen und nicht daran, dass Traude im Urlaub ist und die Form im zweiten Lager rechts steht.

Das Highlight im kalten Krieg zwischen Helga und mir war eindeutig der Moment, in dem eine zu scharf geratene Emaillespringform den einzig klaren Befehl, den ich in 28 Tagen Fabrik-Arbeit erhalte, auslöst: »Hör auf zu bluten!« Ich beschliesse, mich unter dem Schutzmantel der Leiharbeiterin Patrizia zu verstecken. Die hat vier Kinder und Courage, außerdem schwäbelt sie sympathisch: *»Mei Mädle, lass der doch von der nix sage, die hat bestimmt kein Moi dahoim.«*

Oh, oh, da kommt auch schon der Chef und wir haben uns der Anweisung Helgas, »Macht jetzt Pause und wenn der Chef kommt, seht beschäftigt aus«, widersetzt. Daraufhin folgt meine Strafversetzung ans Band. Der Handgriff sitzt nach drei Minuten, ich weiß, wenn ich mir die Damen um mich herum so anschau, wieder warum ich studiere – aber nicht mehr, wieso zur Hölle ich mich für die brotlose Kunst Germanistik entschieden habe. Eine Woche lang führen die silberne Kastenform und ich eine innige Beziehung, denn ich stelle fest: Nachdem mein Gehirn mit dem Schnellzug die Stadt verlassen hat, versinke ich in angenehm watti-

gem Vergessen, das durch das monotone Stampfen der Maschinen untermalt wird. Außerdem habe ich hier eine neue Chefin, deren gepflegtes Auftreten mich daran erinnert, dass ich ein Mensch bin. In der Stanzerie wird nicht gelästert – es ist viel zu laut. Dafür ist die *Sehnenscheidenentzündung nach sieben Tagen Nehmen, Drehen, Etikett-Kleben und Stapeln* vorprogrammiert. Gejamert wird hier auch nicht, denn, so Katrin: »Muschdu dich nit aufregen, in Spritzerie ise viel schlimmer. Farbe stinkt, wenn ich arbeite da, ich kotze jede Tag!«

So weit weg von Hass-Helga und so nah an Weihnachten: Wenn die Maschine spinnt, geht's nämlich ans »Plätzchenausstecherle«-Einpacken. Welcher verrückte Werbetexter auch immer auf die Idee gekommen ist, die Teile »Freunde« zu nennen, hatte einen Sinn für Ironie – meine Freunde werden die scharfkantigen Dinger bestimmt niemals werden. Am letzten Arbeitstag überfällt mich eine gewisse Euphorie: Ich kann mir nach vier Wochen jetzt ungefähr 1000 Kaffee in der PT-Cafete leisten - oder zwei Semester Studiengebühren.

Zur Feier des Tages bin ich zum Essen verabredet und ziehe mich noch schnell um, eine Frisur ist heute sogar auch drin. Auf dem Gang grüßt mich plötzlich niemand mehr, verwunderte Blicke. »Die Blume im Misthaufen«, sagt eine Mitgefangene. Katrin muss auch zweimal hinschauen: »Ich hab' dich gar nit erkannt. Heute ise letzter Tag? Gehschdu jetzt wieder studieren? Muschdu immer brav lernen, damit du nicht machen muschd so Scheißarbeit wie ich...« ☺

Zwischen Kind und Campus

TEXT Ann-Kathrin Winkler

Mehr als 500 Studenten der Uni bekleiden eine Doppelrolle: Sie müssen für ihre Kinder sorgen – und dabei irgendwie ihr Studium auf die Reihe kriegen. Doch sie werden nicht alleine gelassen.

Die meisten von uns verschwenden kaum einen Gedanken an Familienplanung. Die Prioritäten liegen noch woanders: Kaum raus aus dem Elternhaus, heißt es erst einmal das Studentendasein genießen, eigene Ziele verfolgen. Eben das Leben leben. Ein Kind passt da selten in den Plan.

Doch für einige junge Mütter und Väter an der Uni Regensburg sieht der Alltag anders aus: Wenn nach neun Monaten ein schreiendes Baby ins Leben tritt, ob gewollt oder ungewollt, wird schnell das Leben auf den Kopf gestellt. Campus und Kind – wie kann das funktionieren?

Insgesamt 505 Studentinnen der Universität Regensburg meistern das Mutterdasein und absolvieren nebenher ihr Studium. Eine von ihnen ist die 22-jährige Anastacia. »Mit 18 wurde ich schwanger, inzwischen ist meine Tochter 4 Jahre alt«, erzählt sie. Als das Baby geboren wurde, war die damalige Schülerin noch verheiratet. Seither hat sich einiges geändert: Sie studiert inzwischen im dritten Semester Geschichte und Deutsch auf Lehramt an der Uni Regensburg. Ohne Mann, aber dafür mit Kind.

Die junge Mutter hat zwei »Full-time-Jobs«. Wie kann man das alles meistern? Wie viel Unterstützung ist nötig, um Mutter und eine gute Studentin zu sein? Und vor allem: Wer kann helfen?

Unterstützung bieten verschiedene Beratungsstellen, in Regensburg etwa »Donum Vitae«, »proFamilia«, die Caritas, das Gesundheitsamt oder der Familienservice an der Uni. Insbesondere die Ansprechpartner der Beratungsstelle »Donum Vitae« bieten praktische Hilfe für werdende Mütter und Väter. Sie informieren auch

über gesetzliche Ansprüche und Leistungen. Junge Eltern sollten sich am besten individuell darüber informieren, wie viel Geld ihnen monatlich zusteht und welche finanziellen Unterstützungsmöglichkeiten es gibt.

Das Kindergeld kann bei der Familienkasse beantragt werden und wird dann ab der Geburt des Kindes monatlich gutgeschrieben. Seit wenigen Jahren gibt es auch die Möglichkeit, Elterngeld zu bekommen. Üblicherweise erhält man ab der Geburt des Kindes ein Jahr lang ein Mindestelterngeld von 300 Euro im Monat. Zudem gibt es die Möglichkeit, Wohngeld zu beantragen.

Schon im jungen Alter von ungefähr drei Jahren werden auch Betreuungskosten relevant. Für Anastacias Tochter werden 84 Euro Kindergartenkosten übernommen, sie selbst muss monatlich nur noch 30 Euro bezahlen. Natürlich ist die Übernahme der Betreuungskosten sowie aller anderen gesetzlichen Leistungen immer abhängig von der individuellen Lebenssituation.

Für die Problematik »Studieren mit Kind« ist an der Uni Regensburg ein eigener Familienservice zuständig. Als zentrale Anlaufstelle

informiert, berät und unterstützt die Einrichtung in allen Fragen rund um die Vereinbarkeit von Kind und Studium an der Universität.

Um eine Beurlaubung vom Studium muss sich eine werdende Mutter deshalb nicht mehr sorgen. Gesetzlich steht ihr eine Beurlaubung von mindestens 14 Wochen zu: sechs Wochen vor der Geburt, acht danach. Wenn das aber nicht genügt, kann man sich auch länger beurlauben lassen. Studierenden mit Kind ist es möglich, für die Dauer der gesetzlichen Elternzeit ihr Studium zu

unter- ➤



brechen, also bis maximal zur Vollendung des dritten Lebensjahres des Kindes. Allerdings verlieren sie so ihren Anspruch auf Bafög.

Dafür werden studierende Mütter und Väter unter anderem von Studiengebühren befreit und in der Bibliothek existieren Sonderregelungen bezüglich der Nachtausleihe. Doch das ist noch nicht alles: Der Familienservice kümmert sich für die studierenden Eltern auch um die Vermittlung von Babysittern und bietet eine flexible Kinderbetreuung am Campus an. Für Schulkinder gibt es eine Ferienbetreuung.

Auch für ein Familienessen in der Mensa ist gesorgt. Kinder von Studierenden bekommen bis zum sechsten Lebensjahr eine spezielle Mensakarte und erhalten damit kostenlos einen Kinderteller. Seit diesem Semester gibt es sogar ein Eltern-Kind-Büro, das in einen Lernbereich für Studierende und in einen Spielbereich für Kinder aufgeteilt ist. Neben diesen vielseitigen Angeboten kann auch der Service des uniinternen Kindergartens für Kinder ab zweieinhalb Jahren oder der Kinderkrippe für Babys ab sechs Monaten in Anspruch genommen werden.

Um fünf Uhr klingelt der Wecker

Anastacia kannte bisher weder die Beratungsstellen für junge Mütter in Regensburg, noch den eigenen Familienservice der Universität. Ihr Leben scheint sie aber auch ohne Beratungsstelle gut im Griff zu haben. Offensichtlich fit wie ein Turnschuh, plaudert sie drauf los: »Ohne meine Familie wäre das alles unmöglich gewesen. Sie haben mich unterstützt, wo es nur ging. Insbesondere haben sie mich dazu ermutigt, direkt nach der Schule ins Studium zu starten, auch mit Baby!« Und wirklich: Scheinbar gelingt es ihr, Studium und Kind unter einen Hut zu bringen. Als sie mir allerdings erzählt, wie ein normaler Wochentag bei ihr aussieht, wundere ich mich, wie sie es schafft, das alles so gut zu koordinieren.

Für Anastacia bleibt kaum Zeit zum Entspannen. Schließlich trägt sie die Verantwortung für ihre kleine Tochter und muss neben dem Studium auch noch irgendwie Geld verdienen. Deshalb beginnt Anastacias Tag früher als bei anderen Stu-



Ein eingespieltes Team: Anastacia und ihre vierjährige Tochter Lena / Foto: Privat

dierenden. Während die kinderlosen Studenten noch in den Clubs tanzen, klingelt der Wecker für sie schon um fünf Uhr früh. »Ich pendle jeden Morgen von Landshut nach Regensburg. Meistens bin ich bis mindestens 15 Uhr in der Uni. Auf dem Rückweg hole ich Lena im Kindergarten ab. Zuhause wird ein bisschen gespielt, es gibt Abendbrot und dann bringe ich die Kleine ins Bett.«

Größtes Problem: Schlaf- und Zeitmangel

Inzwischen ist es 19 Uhr und Anastacias »To-do-Liste« ist immer noch lang. Die Bücher stapeln sich bis zur Decke, der Kühlschrank ist leer und die Wohnung gleicht einem Trümmerhaufen. Anstatt sich also auf die Couch werfen zu können, muss Wäsche gewaschen werden, die Wohnung gehört geputzt und die Hausarbeit muss auch dringend fertig getippt werden. »Meistens schaffe ich es nicht vor 0 oder 1 Uhr nachts ins Bett«, erzählt sie. »Der Tag bräuchte für mich einfach 48 Stunden. Schlaf- und Zeitmangel sind das größte Problem.« Auch die Zeit für Freunde ist rar. Ausgehen kann sie eigentlich nur einmal im Monat.

Ihre Familie nimmt ihr viel Arbeit ab. Muss Lena in den Kindergarten gebracht oder abgeholt werden, übernimmt das gerne Anastacias Mutter oder eine ihrer zwei Schwestern. »Manchmal übernachtet meine Kleine auch bei meinen Eltern, da ich ja noch zweimal die Woche arbeiten gehe«, so Anastacia. Und der Vater des Kindes? Ihr Ex-Mann kümmert sich nicht um seine Tochter. Bisher bekommt Anastacia nicht einmal Unterhalt für Lena. Es ist also keine Überraschung, dass sie neben dem Studium als Kellnerin arbeitet, denn die finanzielle Belastung ist groß.

All das zeigt anschaulich, dass ein Studium in der frühen Elternzeit eine enorme Herausforderung darstellt. Es benötigt ein kluges Organisationstalent, einen weitgehenden Verzicht auf Freizeit und ist mit intensiven Belastungen verbunden.

Anastacia möchte sich jetzt erst mal den Traum vom Führerschein erfüllen. Bisher fehlte es ihr an Zeit und dem nötigen Kleingeld. Mit der Unterstützung des Familienservices kann sie dieses Vorhaben jetzt realisieren. ☺

Beratungsstelle für Studierende mit Kind

- **Familien-Service der Universität Regensburg:** Die Beratungsstelle informiert junge Mütter und Väter über ihre gesetzlichen Rechte und Ansprüche.
- **Adresse:** Universitätsstraße 31, Verwaltungsgebäude 0.06, 93053 Regensburg
- **Telefon:** (0941) 943 23 23
- **Fax:** (0941) 943 24 51
- **E-Mail:** Familie.chf@zea.uni-regensburg.de
- **Webseite:** <http://www.uni-r.de/chancengleichheit/familie/>
- **Eltern- Kind- Gruppe:** Jeden Mittwoch um 15:30 Uhr im Raum S014, Seybothstraße

La vie en rose?

TEXT/FOTO Andrea Morgenstern

Keine Bleibe, kein Telefon, kein Bankkonto, kein Internet und Uni schon ab Anfang September – *voilà!* Unter diesen glücklichen Umständen begann für mich und meine Mitbewohnerinnen (endlich kann ich sie auch getrost so nennen!) unser Auslandsaufenthalt in Clermont-Ferrand in Frankreich. Dabei hatte ich mir das viel besser vorgestellt: etwas mehr *la vie en rose-mäßig!* Rosige Umstände sehen aber irgendwie anders aus. Von einem Leben »wie Gott in Frankreich« konnten wir am Anfang nur träumen und hinter der Aussicht auf zwei Semester in dem beschaulichen Städtchen stand noch ein großes Fragezeichen. Denn wir drei waren die einzigen von allen mutigen Teilnehmern aus dem Studiengang Deutsch-Französische Studien, die bei ihrer Ankunft noch keine Wohnung hatten.

Deshalb hieß es für uns in den ersten Tagen, Agenturen abklappern und erst einmal Ruhe bewahren. So einfach wie man sich es vorstellt, ist in Frankreich nämlich erst einmal nichts. Wir begriffen schnell, dass wir in einem üblen Teufelskreis feststeckten: ohne Adresse kein Bankkonto und ohne Bankkonto keine Wohnung. Doch das Schicksal meinte es gut mit uns und so hatten wir nach gut einer Woche und unzähligen Besuchen in unserer Lieblings-Immobilienagentur eine nette Wohnung, keine fünf Minuten von der Uni entfernt. Allerdings:

Ruhe war deswegen noch lange nicht eingekehrt. Wir hatten noch keine Möbel, kein Telefon,

Internet, alles was man als Student unmöglich entbehren kann. (Mein persönliches Highlight war wohl der Vertrag mit unserem Gasanbieter, den ich am Telefon abschließen durfte!) Mit ein wenig Abstand kann man schon wieder darüber schmunzeln, aber am Anfang lagen die Nerven bei uns allen blank.

Genauso ging es uns mit der neuen Uni und den französischen System-Eigenheiten, mit denen man sich während der Wohnungssuche auch noch anfreunden musste. Alle, die mit Frankreichs Universitäten ein wenig vertraut sind, werden wissen, wovon ich spreche. Jegliche Selbstständigkeit und jegliches Erwachsen-Sein, das man in Regensburg gewonnen hatte, wird einem mit einem Mal wieder genommen und man fühlt sich in seine eigene Schulzeit zurückversetzt. Hausaufgaben und Gruppenarbeit stehen hier an der Tagesordnung. Von den 26 Wochenstunden – letztes Semester in Regensburg hatte ich halb so viele – ganz zu schweigen. *Mais c'est la vie* – und obwohl man es anfangs nicht erwartet, gewöhnt man sich auch daran (was nicht heißen soll, dass ich mich nicht schon jetzt wieder auf die Uni in Regensburg freue) und akzeptiert, dass man viele Stunden in der Uni absitzen und seine Arbeitsweise radikal ändern muss.

Doch nicht dass ihr glaubt, ich fühle mich hier nicht wohl: Mich hat unser Nachbarland ganz für sich gewonnen. Dieses typi-

sche Flair, die gelassene Art der Franzosen, alles läuft hier einfach *à la française*, man geht die Dinge eben etwas gemütlicher an und, mal ehrlich, wer braucht schon so etwas wie Organisation und Ordnung? All die aufregenden Dinge, die wir hier schon erlebt haben, kann uns keiner mehr nehmen und wir werden uns ein Leben lang daran erinnern: Ausflüge in den Süden, an den Atlantik, nach Paris, Wander- und Partytouren, das gute Essen und die Freundschaften, die man schließt.

Heute kann ich sagen, dass wir mit den ganzen Herausforderungen zu Beginn sicherlich nicht gerechnet haben. Trotzdem haben wir nie aufgegeben und sind umso stolzer, das alles geschafft zu haben. Und sollte ein Auslandssemester nicht genau das bewirken, selbstständiger zu werden, über sich hinaus zu wachsen, seinen Horizont zu erweitern? Neben den für Studenten essentiellen Dingen, wie Leute und die neue Umgebung samt ihrem Nachleben kennen zu lernen, natürlich. Meine Zeit in Clermont werde ich weiterhin in vollen Zügen genießen – denn mittlerweile bin ich dann doch überzeugt: *C'est la vie en rose!*



Hommage auf den Minotaurus

TEXT Britta Schönhül

Die Städtische Galerie im Leeren Beutel präsentiert bis zum 19. Februar 2012 eine Sonderausstellung zu den Lebensthemen des berühmten Malers Pablo Picasso. Mit 72 ausgestellten Werken wird versucht, einen Querschnitt seines künstlerischen Schaffens aus insgesamt vier Jahrzehnten zu zeigen. Alle Exponate stammen aus der Sammlung des Kunstmuseums Pablo Picasso in Münster und wurden exemplarisch ausgewählt, um die wichtigsten Themen und Motive aus dem Leben des Genies widerzuspiegeln: der Minotaurus, der Künstler und sein Modell, die Mythologie, die Tiere und die Frauen.

Darunter sind 17 Radierungen der berühmten *Suite Vollard* zu sehen, eine Folge von 100 Grafiken, die Picasso innerhalb von sieben Jahren (1930-1937) schuf. Der Pariser Verleger und Kunsthändler Ambroise Vollard (1868-1939) gab das Projekt nicht nur in Auftrag, sondern verlieh ihm zusätzlich seinen Namen. Als künstlerische Hommage widmete Picasso dem Galeristen drei Porträts, die im Jahr 1937 als letzte Arbeiten der Folge entstanden. Leitmotivisch umkreisen die Blätter der *Suite Vollard* unter anderem das markante Profil der jungen Geliebten Picassos, Marie-Thérèse Walter. 1935 ließ diese Affäre seine Ehe mit der russischen Balletttänzerin Olga Koklova nach 17 Jahren endgültig zerbrechen. Infolgedessen kam Picassos künstlerische Schaffenskraft fast vollständig zum Erliegen, er selbst bezeichnete diese Jahre als die »schlimmste Epoche« seines Lebens.

Die Technik der Radierung – auch Ätzverfahren oder Tiefdruck genannt – stammt aus dem 16. Jahrhundert. Hierbei wird

eine Metallplatte mit einer säurefesten Schicht überzogen (meist aus Wachs, Harz und Asphalt), auf die mit der sogenannten Radiernadel gezeichnet wird, ohne das Metall zu verletzen. Anschließend wird die Platte in ein Säurebad gegeben, welches nur die von der Nadel freigelegte Zeichnung in das Metall ätzt. Auf diese Weise entsteht eine Druckvorlage des gewünschten Motivs. Da die Radierung die Kombination verschiedenster technischer Möglichkeiten erlaubt, erfreute sie sich bei vielen Künstlern großer Beliebtheit. Picasso etwa erzielte gewisse bildnerische Effekte, indem er die Techniken Kaltnadel, Schaber, Grabstichel, Polierstahl und Aquatinta kombinierte.

Dem aufmerksamen Betrachter wird nicht entgehen, dass sich unter den Exponaten zahlreiche Zustandsdrucke befinden, also die Darstellung eines bestimmten Motivs in verschiedenen Ab-

wandlungen oder Zuständen.

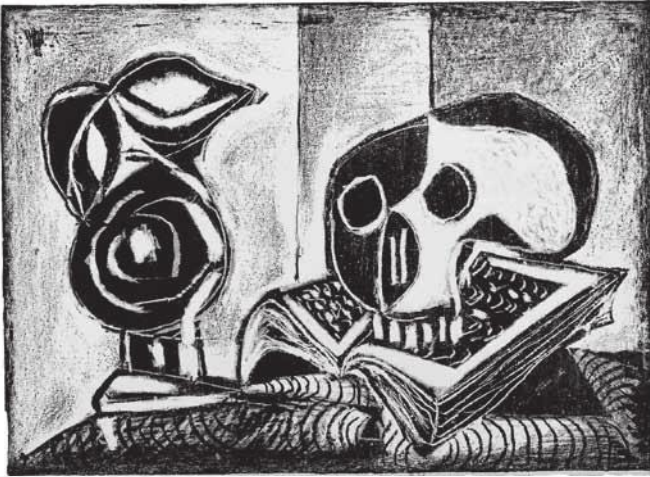
Picasso benutzte die Vorteile der Lithographie, um sowohl den Druckprozess zu optimieren, als auch seine Werke kompositorisch schrittweise zu verändern. Hierbei handelt es sich um eine Technik aus dem 18. Jahrhundert, bei der der Druck von der Fläche einer Steinplatte erfolgt. Da bei diesem Verfahren auch Farbdrucke und höhere Auflagen möglich sind, kommt es der frei gestaltenden und künstlerischen Entfaltung sehr entgegen. Dies wird anhand von Dreifachfolgen ein und desselben Motivs besonders veranschaulicht, zum Beispiel bei der Reihe »Stilisierte Figur«.

»Verbände man auf einer Karte all meine Lebensstationen mit Strichen, dann würde sich vielleicht die Gestalt eines Minotaurus ergeben«, hat Pablo Picasso einmal gesagt. Immer wieder taucht in seinem Werk



Abbildung: Pablo Picasso: Françoise, Lithografie, 1946
© Succession Picasso, Paris / VG Bild-Kunst, Bonn 2011

Picasso im Leeren Beutel



Pablo Picasso: Der schwarze Krug und der Totenkopf, Lithografie, 1946
© Succession Picasso, Paris / VG Bild-Kunst, Bonn 2011

der Minotaurus auf, das mythologische Mischwesen aus Stier und Mensch, mit dem sich Picasso auch gerne selbst identifizierte. Dies lässt sich gut auf einem der insgesamt zwölf Vintage-Fotographien der drei bedeutenden Fotografen Robert Capa, Edward Quinn und Lucien Clerque erkennen. Hier wird der Künstler mit einem Minotaurus-Kopf aus Korbmaterial abgebildet, als eine Art Verschmelzung des Genies mit seinem Werk. Generell veranschaulichen die ausgewählten Fotos die private Seite Picassos, teilweise im Atelier oder auch in einer seiner zahlreichen Residenzen.

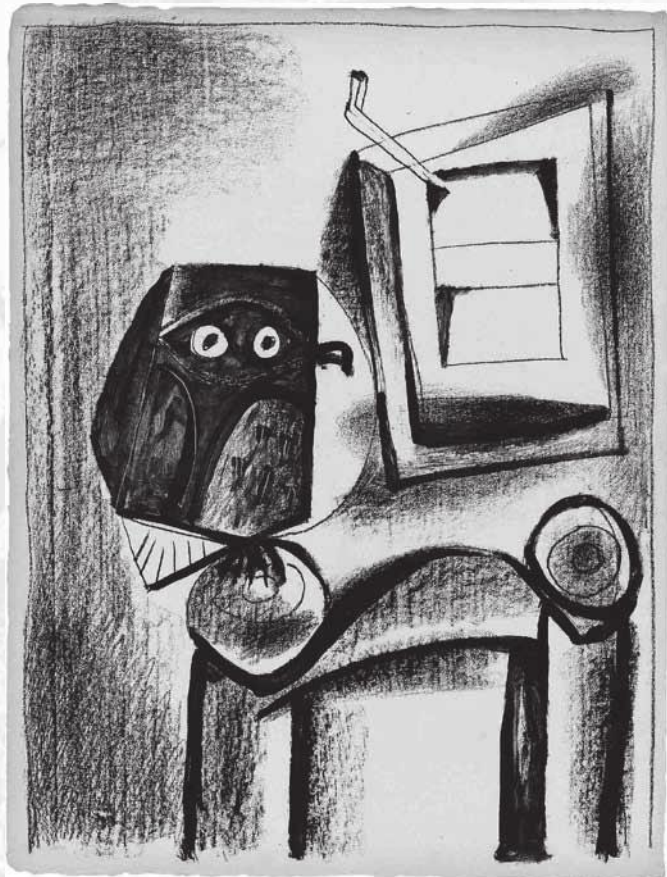
Zusätzlich zu den Grafiken und Fotos wird durchgehend der Film »Minotauromaquia. Pablo im Labyrinth« vorgeführt, ein Animationsfilm inspiriert von den Arbeiten Picassos und den Mythen des Labyrinths des Minotaurus. Dem Regisseur Juan Pablo Etcheverry ist es trotz der kurzen Filmdauer von zehn Minuten gelungen, die Minotaurus-Thematik eindrucksvoll und interessant darzustellen. Auf Wunsch kann der Film sogar mit Tonspur direkt im Ausstellungsraum angesehen werden.

Die Exposition ist aufgrund der eindrucksvollen Werke und dem schönen Ambiente der *Städtischen Galerie* ein Muss für jeden Kunst- und Picasso-Fan. Und wie der Spanier selbst treffend festgestellt hat: »Kunst wäscht den Staub des Alltags von der Seele.«

Pablo Picasso: Die schwarze Eule, Lithografie, 1947
© Succession Picasso, Paris / VG Bild-Kunst, Bonn 2011



Pablo Picasso: Lächelnder Faun, Lithografie, 1948
© Succession Picasso, Paris / VG Bild-Kunst, Bonn 2011



Blind

D. O.

Nöch eine Sirene explodiert über der Altstadt. Ich reibe mir die Augen, taste nach der Brille. Weg. Sie muss unter den Gartenstuhl gerutscht sein, als ich einnickte, oder sie versteckt sich im Gras. Ich stehe auf, stecke den Einmerker zwischen die Buchseiten und schlurfe hinüber zum Zaun.

»Ein Glück«, rufe ich durch die grünen Drahtmaschen, »Der Schinken war sterbenslangweilig.«

Ich mustere konzentriert den gelben Liegestuhl. Es scheint mir, als ob jemand in ihm sitzt, aber ich täusche mich: der Nachbar antwortet nicht. Das hat man von seinen -6,25 Dioptrien. Leidenschaftslos durchkämme ich das Gras, obwohl ich weiß, dass man Dinge nur findet, wenn man sie nicht sucht. Diese Brille insbesondere. Ich fand es damals schick, sie randlos zu kaufen (Der Optiker fand es schick und beschwatzte mich.), jetzt lasse ich sie ständig liegen und finde sie nicht mehr – als sei ich um dreißig Jahre gealtert und reif für die Rente.

Ein Knall zerfetzt die Luft. Aus der Hecke hebt sich ein pfeilförmiger Schatten und saust davon.

Brennt es? Ich schaue zur Altstadt hinauf. Die Giebel und Balkone und Erker verschwimmen vor meinen schwachen Pupillen zu einem unförmigen Tintenklecks. Hinter dem Hügel strahlt der Himmel blau. Ich erkenne keinen Rauch, aber das will nichts heißen.

»Hierher!«

Ich lasse mich ins Gras sinken und spähe nach der Brille. Eine zweite Sirene springt an, ganz in der Nähe.

»Hierher, sage ich!«

Ich blicke auf und werde auf die Beine gezerzt.

»Wer ... sind Sie?«

Er rammt mir etwas Spitzes in den Rücken: »Gehen!« Eine junge Stimme, übelriechend wie Schuhcreme und noch schmieriger. Vor meinen Augen entsteht das Bild eines blonden, frisch rasierten Kerls mit schmalen Lippen. Ich wage es nicht, mein Gesicht seinem zu nähern, um die Vermutung zu bestätigen.

»Na wird's bald! Oder sind Sie auch ...?« Er trägt einen langen Stock in der Hand und erst, als er ihn gegen mich richtet, wird mir klar, dass auf mich gezielt wird.

»Schon gut!«, rufe ich und strecke die Hände in die

Höhe, »Gehen Sie durch die Veranda ins Innere. Das Geld ist im Schla...«

»Bewegung!«, er schlägt mir gegen die Schulter, etwas fester. Als ich mich immer noch nicht rühre, packt er meinen Arm und zerrt mich mit.

»Was haben Sie sich dabei gedacht?«, knurrt er. Das Gartentor begleitet ihn mit kehligem Krächzen.

Ich will ihm sagen, dass ich Andreas Wilhelm Neumüller heiße, Beamter in der Stadtverwaltung, durchschnittliches Nettoeinkommen, unverheiratet aber unterhaltspflichtig, zu jung für größere Ersparnisse. Das bisschen Lösegeld ist doch die Mühe nicht wert, Junge! Meine Lippen kleben aneinander.

Ich sehe die Häuser milchig vorbeischwimmen, als steckte ich in einer Glasflasche mit fünf Meter dicken Wänden. Nur dank der Farben kann ich meine Umgebung erahnen: grün das sind die Hecken und Bäume, schmieriges Pastell die Häuser, rot die Autos.

»Sehense?«, der Kerl deutet auf die andere Straßenseite, »Kommt davon. Die Leut kleben zu viel an ihrem Scheiß, Geld, Auto, was auch immer, die kann man nicht wegbringen.«

»Sie können das Geld haben.« Ich wundere mich, wie deutlich meine Stimme klingt, klar vor dem trüben Nebel, der mich in seinen Klauen hält. »Sie können ...«

»Was reden Sie da? Haben Sie nicht Radio gehört?« Er brüllt jetzt, weil gleich zu unserer Linken eine Sirene aufkreischt. Ich erkenne den Umriss von etwas, was mit viel Phantasie ein Auto sein könnte. »Sie können von Glück sagen, dass ich Sie zufällig ... Scheiße Mutter Gottes!«

Die Straße vor uns krabbelt. In hektischen, gierigen Schüben kommt sie auf uns zugerast.

»Keine Panik!«, brüllt der schmallippige Kerl und hebt sein Gewehr, »Die Zone wird ...«

Er stößt mir in die Rippen, dann nochmal, links, rechts, überall sind jetzt Menschen. Seine Stimme geht in einem Meer von Sirenen- und Menschenschreien unter. Ich werde mitgeschleift, falle, lande auf den Knien, jemand reißt mich hoch, »Arschloch!«, »Pass auf!«, taumle drei Schritte durch ein Dickicht aus Beinen, stolpere, man tritt mir ohne zu zögern in den Rücken, schaffe es wieder auf die Beine, um mich ist nichts als Lärm, Lärm und eine unförmige, gesichtslose Masse schleppt mich mit sich. Ausgebleichte Dachschemen schweben durch den Himmel, eine Spukstadt, keine zwei Blöcke von meinem Haus entfernt.

Das Gesicht eines Schulmädchens treibt direkt vor meiner Nase vorbei, für den Bruchteil einer Sekunde sehe ich sie scharf, sehe zwei grelle, weiße Pickel am Rand ihrer Nase und blondierten Flaum auf der Oberlippe, in ihren Augen steht Schmerz geschrieben, »Schneller!«, eine Sekunde später verschluckt die Masse sie. Die Rufe mehren sich. »Geht weiter!«, »Was dauert das so lange?«, ein Ellenbogen versucht auszubrechen, aber bleibt eingeklemmt, das Tempo lässt sich nicht steigern, wir sind alle ineinander verkeilt wie Teile eines Puzzles. Ein träge schaukelnder Totenmarsch. »Ruhig!« »Gebt acht!« »Wieviele sind wir?« »Ihr trampelt ihn tot!« »Zehntausend müssen es sein!« »Zurück!« »Evakuiert, hat er gesagt.« »Halten Sie Ihre Schnauze!« »Die ganze Stadt.« »Da geht's nicht vorwärts.« »Es ist schon überall.« »Gott sei uns gnädig.« »Toronto, Paris.« »Ihr trampelt ihn tot.« »Zehntausende, Herrmann, ganz im Ernst.«

Der Strom spuckt mich aus. Ich lehne an einer Hauswand, jeder Atemzug reißt meinen Brustkorb entzwei.

Rechts huscht ein Schatten vorbei, ich halte ihn fest: »Sie da! Was ist hier los?«

»Haben Sie keine Augen im Kopf?«, er schiebt mich weg.

Eine Gestalt im Nadelstreifenanzug torkelt einen Moment lang ganz nahe an mich heran. Sein Kopf schwimmt vor Röte.

»Ruhe!« Eine verzerrte Stimme, vervielfacht durch ein Megaphon. »Hört mir zu!«

»Halt die Schnauze!«, »Wer ist das?«, »Halt du sie doch!«

Jetzt stehen wieder mehr Menschen um mich herum, ich höre das ungeduldige Scharren ihrer Füße, das dumpfe Murmeln derer, die sich nicht trauen vorzutreten, aber auch nicht die Augen abwenden können.

»Wer ist dafür zu kämpfen?«, ruft der Megaphonmann. Vereinzelt Rufe.

»Ich weiß, dass ihr Angst habt«, fährt er fort, »Ihr habt gehört, was mit den anderen passiert ist.«

Schweigen breitet sich aus, krallt sich fest, sickert in die Menschen ein.

»Ihr wollt nicht so werden. Ich verstehe das. Jeder, der will, kann jetzt nach vorne kommen und meine Waffe nehmen. Jeder, der will, kann sich eine Kugel in den Kopf jagen.«

Ich sehe mich um, doch die farbigen Flecken tanzen einen bunten, sinnlosen Reigen auf meiner Netzhaut.

Einige Stimmen melden sich, zögernd - ein, zwei auch wild entschlossen.

»Was ist hier los?«, rufe ich, »Seid ihr alle wahnsinnig?«

»Schhht!«, macht jemand neben mir.

»Ich will lieber sterben als das«, kam von links.

Ich presse meine Handflächen an die Hauswand, beiße mir auf die Unterlippe, schließe die Augen. Ich nehme die Schüsse gar nicht wahr. Sie müssen unglaublich laut sein, aber ich höre sie nicht, sehe sie nicht. Fast. Jemand schreit. Ein Kind weint. Jemand sagt »Oh mein Gott«, ununterbrochen, wie ein endloses Stottern.

»Was ist hier los?«, frage ich nochmal.

Eine Hand auf meiner Schulter. Eine warme Stimme, ein Gesicht, das zu weit weg ist, aber zu einem freundlichen Riesen mit breiter Stirn gehören muss. Mit Lachfalten um die Augen.

»Gehen Sie!«, sagt er, »Gehen Sie, solange die Ruhe in Ihnen wohnt.«

»Die was ... ? Was geschieht hier?«

»Sie haben kein Radio gehört? Nichts gesehen?«

Ich schüttele den Kopf, dann füge ich schnell: »Nein« hinzu, als wäre er der Blinde und nicht ich. »Schätzen Sie sich glücklich. Gehen Sie einfach.«

»Aber was ...?«

»Immer in die Berge, hören Sie? In den Bergen überleben selbst die archaischesten Zivilisationen. So war es immer in der Geschichte. Wenn, dann in den Bergen.«

»Zivi ... ?«

»Nun gehen Sie schon! Immer schön langsam. Lassen Sie sich nicht von den anderen mitziehen.«

»Wieso wollen Sie mir nicht sagen ...?«


»Wenn ich es Ihnen sagen würde, hätten Sie Ihren Vorteil verspielt.«

Dann ist die Stimme schon verschwunden, zurückgeglitten in die Masse. Ich stehe noch eine Weile da. Der Mann mit dem Megaphon zählt laut die Waffen. Er erklärt, wie man durch Kimme und Korn zielt.

Ich drücke mich an der Hauswand entlang, bahne mir einen Weg durch die gesichtslosen Menschenleiber, bis ich sie hinter mir gelassen habe. Ich kann die Sonne erkennen, hoch oben am Himmel steht sie und verbrennt meine schwachen Augen. Das muss Süden sein. Langsam mache ich mich auf den Weg.

Batophobie – die Angst vor großen Gebäuden

Ein Bericht über Vorstellung und Wirklichkeit des ersten Semesters.



Als ich elf Jahre alt war, fing meine Mutter an, meine akademische Laufbahn als gesichert anzusehen und begründete das folgendermaßen: »Ach, die muss einfach studieren, zum Arbeiten kann man sie wirklich nicht gebrauchen.« Das fand ich mit elf Jahren natürlich sofort großartig. Ich stellte mir das aufregende Leben eines Hochschülers als das eines großen und genialen Künstlers vor – weil man ja, laut meiner Mutter, nicht arbeiten muss. Vor allem dachte ich das, wenn ich wieder einmal unwesentliche Spannungen in meinem

familiären Umfeld ausgelöst hatte – durch ungeschicktes Einräumen des Geschirrspülers beispielsweise, oder aufgrund langwieriger und genauer Analysen davon, warum es statisch gesehen eher ungünstig ist, dass die Schraube am Fahrradlenker meines kleinen Bruders wackelt (natürlich ohne sie währenddessen oder im Nachhinein festzuziehen). Optimale Voraussetzungen, so lautete die einhellige Meinung, und ich nahm es als Kompliment.

Im Laufe der Jahre festigte sich dann mein Bild vom Studium als eine Art riesengroßer Ferien, in denen man sehr viel Hochkonzentriertes, sowohl in flüssiger als auch in geistiger Form, konsumieren darf. Währenddessen beflügelt man natürlich die Forschung im jeweiligen Fachgebiet durch revolutionäre Arbeiten, avanciert dadurch praktisch über Nacht zum Superhelden und reißt schließlich die Weltherrschaft ... Nunja. Natürlich malte ich mir das anfangs besonders phantasievoll aus, mit elf Jahren.

Und nachdem ich endlich das Abitur in der Tasche hatte, ließ ich mich auch von den Berichten der Gleich-ins-Sommersemester-gehüpft-Studenten nicht entmutigen. **»Stress« war ja bis jetzt auch ein relativ bis sehr unbedeutender Begriff**, dem man in Deutsch- und Englisch-Leistungskursen eher weniger begegnet.

Ich schaffte es also irgendwie, innerhalb der letzten zwei Tage vor Einschreibungsbeginn, hektisch noch alle notwendigen Unterlagen zu besorgen (schließlich war ich während der vier Monate vorher der Meinung, dass der Satz »Da musst du dann nichts Besonderes mehr machen« dem Satz »Da musst du dann gar nichts mehr machen« entspricht) und fand mich letztendlich als frischgebackene Studentin wieder. Die nächsten Stunden verbrachte ich damit, in möglichst viele RVV-Verkehrsmittel nacheinander zu steigen, um

mich gebührend über mein Semesterticket zu freuen. Irgendwann führten mich diese exzessiven Busfahrten auch zu einer Freundin, die meinen Studienanfang entscheidend beeinflussen sollte: Sie gab mir meinen allerersten Plan der Uni. Wenn ich in dem Augenblick gewusst hätte, wie dankbar ich ihr dafür noch sein würde, ich hätte sie wahrscheinlich jubelnd auf Händen durch ihre Wohnung getragen.

Denn als ich ein paar Wochen später nach dem Auszug von zu Hause und den daraus resultierenden regelmäßigen Endorphinschüben, verzweifelt die Räume für meine Einführungsveranstaltungen suche, wird mir klar: Wenn dieser Plan in den nächsten Wochen aus meiner Reichweite verschwindet, bin ich dem Untergang geweiht.

Ein bisschen verloren folge ich, die ihre letzten neun Jahre bildungstechnischer Laufbahn auf einem kleinen, netten 500-Seelen-Gymnasium in einem beschaulichen Städtchen verbracht hat, einer Unmenge an fremden Menschen in die Einführungsveranstaltungen meiner Fächer. Von denen erhoffe ich mir hauptsächlich, dass sie mir irgendwie erklären, wie so ein Stundenplan zusammenzubasteln ist – Anhaltspunkte dazu gibt es natürlich, ich schreibe eifrig mit, obwohl ich einigermaßen bis sehr wenig Ahnung davon habe, was ich eigentlich genau aufschreibe und hoffe, die ganzen Abkürzungen, deren Bedeutung mir schon während ich sie hinkritzle entgleitet, später googeln zu können. Immerhin habe ich jetzt eine leise Ahnung davon, was Module eigentlich sind.

Und natürlich kommt zu Hause, als ich alleine und mit dem Ziel, jetzt aus Buchstaben und Zahlen mein nächstes halbes Jahr zu basteln, vor dem Internet sitze, was kommen muss: **leichte Anflüge von Panik**. Vor allem, als ich auch in diversen sozialen Netzwerken online niemanden erreichen kann, der sich

meiner annehmen würde und gleichzeitig Ahnung von Regensburger Stundenplanerstellung hat. So viel Freiheit bezüglich Terminen ist man als Schüler nicht gewohnt. Ich fühle mich schon wieder leicht verloren. Kurse suchen, Onlineanmeldungen, Kurse nicht finden, Taler setzen, pokern ... *Mir schwirrt der Kopf.* Und anschließend fühle ich mich sehr dreist, als ich mir endlich einen langjährigen Traum erfülle: vormittags ausschlafen können. »Irgendwie muss das doch falsch sein, ich mache da doch einen Fehler, das kann doch so gar nicht gehen ... «, sagt mein Gymnasiumsgehirn. Aber nach drei Stunden Bastelei merke ich stolz: Es geht anscheinend doch. In den nächsten drei Tagen schaffe ich es, mir in allen meinen Wunschkursen einen Platz zu sichern, entgehe einem Herzinfarkt in den Kursanmeldungsveranstaltungen aber nur knapp. Der Teil meiner Freunde, der schon studiert, ist davon nicht ganz so begeistert wie ich – ich lasse mich aber nicht entmutigen.

Immer noch von den Nachwirkungen meiner in meinen Augen ziemlich gut gelungenen Stundenplanpokerei beseelt, mache ich mich schließlich an meinem allerersten Unitag um elf Uhr mittags in meinen ersten Kurs auf. Der Name meines angestrebten Raumes besteht aus einer Kombination von einigen Buchstaben und vielen Zahlen. Ein Blick auf meinen Lageplan der Uni beruhigt mich ein wenig. PT heißt ein Gebäude. Das ist gut. Ich habe ja schließlich noch eine halbe Stunde Zeit und laufe also mit dem Plan in der Hand über den Campus, nachdem ich nach einer kleinen Suche auch meinen momentanen Standort gefunden habe.

Nach ein paar Minuten begegne ich einer Bekannten, die gerade an ihrer Bachelorarbeit schreibt und deswegen »so viel wie möglich ziellos in der Uni herumlaufen« muss, weil das beim Nachdenken hilft. Gottseidank, die kennt meinen Raum bestimmt. »Du, hast du eine Ahnung, wie ich zum PT zweihundert ... zwölf ... A ... Punkt ... Vier ... oder so ... irgendwie ... hinkomme?« Die Antwort ernüchtert mich leider: »PT? Ja, das hat eine echt komische Architektur. Da kenne ich mich auch nie aus.« Ich ziehe also mit meinem treuen Stück Papier wieder von dannen. Und lande dann auch wirklich vor dem gesuchten Zimmer – in dem noch absolut

niemand sitzt, weil ich eine Stunde zu früh dran bin. Kurz aufatmen. Ein bisschen fühle ich mich wie ein Sieger, als ich auch die nächsten Räume ohne größere Probleme und mit viel Hilfe meines bunten Planes finde – auch wenn ich ein paar Tage später aus Versehen anstatt in meiner British Studies-Vorlesung in einem spärlich besuchten Lateinkurs lande.

In der zweiten Woche bin ich zwar im Finden von Räumen erheblich fitter, dafür erhält meine entspannte Leistungskursmit-wenig-Arbeit-Mentalität ihren ersten Dämpfer: Ich erfahre, dass Professoren von Studenten erwarten, dass sie sich wesentlich intensiver auf ihre Kurse vorbereiten, als ich es bisher vom Gymnasium kannte. Blätter ausdrucken. Sich sofort die notwendigen Bücher besorgen. Und Unmengen an »themenbezogenen Texten« lesen. Um mich daran zu gewöhnen, brauche ich wieder einige Wochen, kann ernsthafte Schwierigkeiten aber meistens durch »brüderliches Teilen« der Skripte mit Kommilitonen abwenden. In der Eingewöhnungszeit schlafe ich wenig, lese viel und habe konstant das Gefühl, irgendetwas noch nicht getan zu haben. Wenn mich jemand nach meinem Befinden fragt, lasse ich das Wort »Stress« oft in meine Antwort einfließen. Meiner schon seit dem Sommersemester studierenden besten Freundin gegenüber erwähne ich, dass ich mich aktuell ein bisschen überfordert fühle, sie kontert: *»Das Studium ist eine einzige Überforderung, Baby. Gewöhn dich dran.«* Ich wünsche mir diese Coolness auch.

Als ich zum ersten Mal in den Copyshop laufen muss, weil mein Drucker beschlossen hat, nur noch die Mitte der Buchstaben aufs Papier zu bringen, beziehungsweise Blätter essen zu wollen, komme ich mit vierhundertachtundsiebzig Seiten Skript wieder nach Hause. Mit großen Augen und panisch hechelnd ordne ich das Resultat meiner ersten drei Studienwochen und versuche, den Drucker wieder fitzumachen, der darauf aber keine Lust hat. Dann kurz mit dem Hund raus, anschließend im Bett zusammenrollen und hoffen, dass mir ein Lieblingsmensch Schokolade bringt. Es folgt eine Zeit des während-dem-Laufen-und-Busfahren-Lesens, des »Oh, hast du zufälligerweise das Skript ... ?«-Fragens und vor allem

des »Verdammt, meine Readings!!!«-Fluchens.

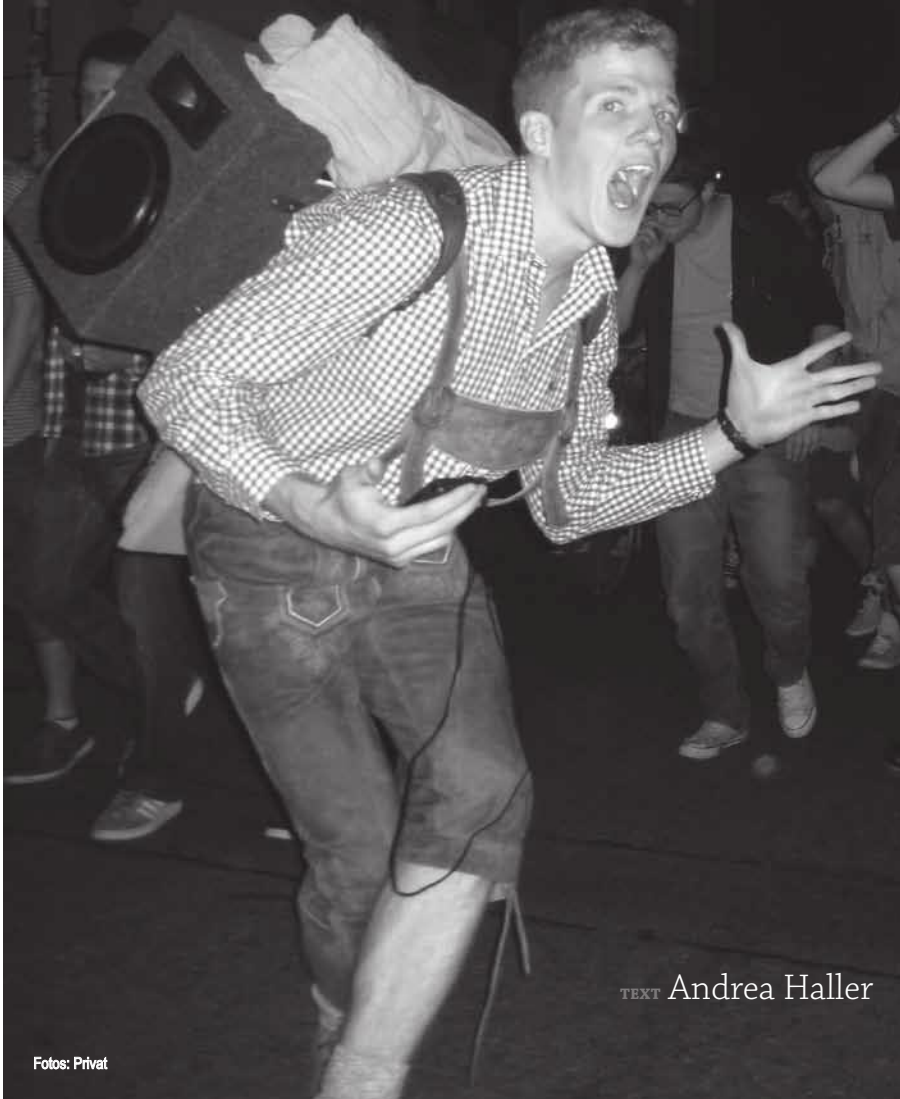
Ich trage meinen allerersten Uni-Plan aus nostalgischen Gründen immer noch mit mir herum. Gerade habe ich mir meine ersten eigenen fünfhundert Seiten Druckerpapier gekauft. Ich gebe mir große Mühe, mich mit dem ungewohnt hohen Lernpensum zurechtzufinden, schaffe es dann sogar in den meisten Fällen irgendwie pünktlich in meine Kurse und nehme nebenbei auch noch selbst gekaufte und gekochte Nahrung zu mir. Jetzt werde ich mir allerdings schnell noch eine Dose Ravioli aufmachen müssen, um sie dann gemütlich im Laufschrift auf dem Weg zur Uni essen zu können und halbwegs rechtzeitig aufzutau-chen ...



Portrait

Der Schokowaffel-terrorist

Der Sportstudent Thomas Rieger wollte eigentlich nur die Knoppers-Reklame persiflieren. Das Ergebnis: Ein 300 Euro teurer Polizeieinsatz und ein Auftritt bei ProSieben.



Fotos: Privat

TEXT Andrea Haller

Du hast ihn vielleicht schon mal gesehen: in der Mensa, auf den Gängen des Universitätsgebäudes, im Sportzentrum - oder auf Youtube. Er ist ein charismatischer junger Mann mit wildem rotem Haar, blitzend-blauen Augen und einem ansteckenden Lächeln. Dass er Sport studiert sieht man seinem durchtrainierten Körper an. Oft erblickt man ihn deshalb auch auf seinem Fahrrad und dabei trägt er manchmal den geliebten »HiFi-Rucksack« auf dem Rücken, Musik durch die Luft hämmern. Eben dieser 25-jährige Student flimmerte erst vor kurzem auf ProSieben, in der von Joko und Klaas moderierten Sendung »Die Rechnung geht auf uns!«, über Deutschlands Bildschirme.

Dem ein oder anderen wird spätestens bei dem Wort »HiFi-Rucksack« aufgefallen sein, von wem hier die Rede ist: Thomas Rieger, Lehramtstudent für Sport und Mathe im neunten Semester. Wenn er gerade nicht studiert oder trainiert, nutzt er seine Kreativität auf andere Weise: am liebsten als Hobbyregisseur oder Hobbytütfler. Letzterer Aktivität verdankt die Menschheit den viel gerühmten »HiFi-Rucksack«, ein tragbares, 30 Kilogramm schweres Soundsystem, das er gerne durch die Fußgängerzone oder mit auf Studentendemos schleppt, um für die jeweils passende musikalische Untermalung und spontane Partys zu sorgen.

Doch wie kam der junge Regensburger eigentlich ins Fernsehen? Im Prinzip war es ganz einfach: Zuerst entstand die Idee, den Knoppers-Werbespot mit einem selbstgedrehten Film zu verunglimpfen. Dies geschah als Terrorist verkleidet - samt Tarnkleidung und Sturmhaube (siehe Youtube, Stichwort »Knoppers«, 1. Suchergebnis). Als er bemerkte, dass das für den Dreh benötigte Knoppers fehlte, fuhr er einfach schnell zu einem Supermarkt - und behielt die Terroristenverkleidung an.

Womit niemand, vor allem Tom, nicht rechnete: Sein Laden-Besuch löste einen Polizeieinsatz aus. Obwohl sich rasch herausstellte, dass der Student nichts in die Luft sprengen wollte, blieb ein fader Beigeschmack: Der Polizeieinsatz kostete 300 Euro und den Betrag musste der Reklame-Terrorist selbst begleichen.

Durch eine glückliche Wendung des

Schicksals sollte Thomas jedoch nicht ewig auf der Rechnung sitzen bleiben: dank einer neuen Show mit Joko und Klaas, deren Konzept versprach: Zeig uns deine Rechnung, die du aus kuriosen, verrückten oder unfassbaren Gründen bezahlen musstest und erhalte die einmalige Chance, dir das Geld zu erspielen. Und was ist schon verrückter als mit dem Dreh einer Knoppers-Werbung einen Polizeieinsatz auszulösen?

Die Bewerbung bei der Pro7-Show sollte eine der besten Entscheidungen in Toms Leben werden, wie er selbst behauptet. Ein Beweis, dass auch Aktionen, die leicht schief gelaufen sind, sich vielleicht später doch noch auszahlen – wenn man mit der nötigen Zielstrebigkeit dabei ist. Bei der Fernsehshow teilnehmen zu können, war für ihn vergleichsweise einfach. Die wahre Herausforderung bestand darin, sich das Geld für die Rechnung in den Aufgaben der Unterhaltungssendung zu erspielen.

Auf »Sexschleim« ins Finale gerutscht

Diese erste Challenge führte bei Thomas zu Schweißausbrüchen, da er vor einem aggressiven, abgerichteten Schäferhund davon rennen musste. Bei Versagen drohte das Schicksal, als menschlicher Kauknochen erhalten zu müssen. Glücklicherweise lief Thomas, von Angst und Adrenalin beflügelt, schnell genug – womit der Einzug ins Halbfinale feststand. Dort rutschte der junge Sportstudent bravourös mit einer sagenhaften Bestzeit von 2,01 Sekunden über eine Spur »Sexschleim« (erhältlich bei Beate Uhse) ins Finale. Somit waren die 10 000 Euro Siegerprämie in

greifbarer Nähe - bis jedoch beim abschließenden Fragespiel die Nerven versagten und Thomas' Konkurrent das Endspiel für sich entscheiden konnte.

»Herr Rieger« will zukünftig ernst genommen werden

Im Gespräch mit Thomas Rieger offenbart sich, wie sehr ihn die Niederlage im ersten Moment ärgerte, er aber im Nachhinein einfach nur froh war, dabei gewesen zu sein. Nicht nur konnte er eine Fernsehshow einmal live miterleben und viele Erfahrungen sammeln, sondern auch Leute kennenlernen, die das Ereignis zu einem unvergesslichen Erlebnis machten. So seien zum Beispiel Joko und Klaas, laut Thomas' Aussage, auch hinter der Bühne »wirklich genauso, wie man sie aus dem Fernsehen kennt«.

Wer Thomas schon länger kennt, weiß, dass er in gewisser Hinsicht beneidenswert ist. Er ist spontan, packt sein Leben ohne Rücksicht auf Verluste an und ist bereit, auch verrückten Einfällen nachzugehen – eine Lebenseinstellung, die beispielsweise schon dazu führte, dass er von der monegassischen Polizei verhaftet wurde, weil er in Monaco über einen von Soldaten bewachten Platz sprintete.

In Zukunft hat Tom sich aber fest vorgenommen, etwas kürzer zu treten. Schließlich möchte »Herr Rieger« als zukünftiger Lehrer von seinen Schülern ernst genommen werden. Dennoch besteht berechtigter Zweifel, dass er von jetzt an ein braves, bürgerliches Leben führen wird. »Denn«, wie der Rotschopf so gerne sagt, »nur ein toter Fisch schwimmt mit dem Strom.«

»Kleine Dinge, die helfen«

Wenn große Katastrophen die Berichterstattung überfluten, steigt auch der Aufmerksamkeitspegel für Hilfsorganisationen.

Dabei beschränkt sich deren Arbeit nicht nur auf die Dürre in Ostafrika, das Erdbeben in Haiti oder den Tsunami in Japan.

Ein Gespräch mit INGEAR-Vorsitzenden Andreas Huber (26) über seinen Verein, dessen internationale Projekte und das Gefühl, etwas bewegen zu können.

INTERVIEW Steffen Trunk

Wie wichtig ist die Hilfe in den Entwicklungsländern?

Wir alle werden ständig mit der Not und der Armut in Entwicklungsländern konfrontiert, egal ob in den Printmedien, im Fernsehen oder im Internet. Man nimmt diese Missstände zwar zur Kenntnis, doch meist denkt man nicht weiter darüber nach und vergisst den Notstand im nächsten Augenblick wieder. Oft sind es aber schon kleine Dinge, die Hilfe bringen können. Damit sind nicht nur finanzielle Mittel gemeint, die die Not lindern sollen, sondern auch Bildungs- und Aufklärungsarbeit, die Organisation von Benefizveranstaltungen oder die Leitung von Infoständen. INGEAR will auf die Armut in den Entwicklungsländern hinweisen, darüber informieren und wertvolle Hilfe mit unseren Vorsätzen dort betreiben.

Was sind denn die Vorsätze und wie sieht euer Leitbild aus?

Unser Ziel ist es, Aufmerksamkeit in allen Bereichen zu gewinnen sowie Bildungsarbeit und Aufklärung zu leisten. Wir unterstützen nur Projekte, zu denen persönlicher Kontakt besteht und man dadurch auf Mängel, Elend und Probleme aufmerksam wurde. Nur so kann sicher gestellt werden, dass jeder Cent ankommt und sinnvoll verwendet wird. Außerdem fallen bei unserer überschaubaren Organisation keine Verwaltungsgebühren an, da sich jeder Mitarbeiter ehrenamtlich en- ➤



... das Frühstückchen

gagiert. Wir legen zudem hohen Wert auf Transparenz. Alle Finanzübersichten und Spendenausgaben sind einsehbar. Genau das erwarten wir auch von seinen einzelnen Projekten, die unter der Schirmherrschaft eines jeweiligen Projektbetreuers stehen, der dies alles genau überprüft.

Welche Aufgaben bewältigen die einzelnen Mitglieder genau?

INGEAR besteht aus etwa 30 aktiven sowie zahlreichen passiven Mitgliedern und ist eine Plattform für engagierte junge Menschen, in der jeder seine Interessen und Talente einbringen kann. Auch die jeweilige Form der Unterstützung kann individuell ausfallen. So gibt es beispielsweise passive Mitglieder, Firmen oder andere Vereine, die regelmäßig spenden. Wir bieten aber auch Konzerte, Feste, Vorträge und Informationsveranstaltungen an.

Jeder Beitrag ist uns willkommen. Bei den verschiedenen Veranstaltungen, darunter auch Open Airs und große Events wie das Regensburger Gassenfest 2010, haben schon insgesamt mehr als 400 Menschen mitgeholfen. Aber natürlich gibt es auch noch die Arbeit vor Ort, also direkt bei unseren Projekten im Ausland.

Was sind eure Projekte genau und wie sieht die Hilfe vor Ort konkret aus?

Wir unterstützen vier ausgewählte, unabhängige und eigenständige Hauptprojekte in Südafrika, Sri Lanka, Indien und Ruanda. Dabei geht es um Kinder, behinderte und kranke Menschen, denen langfristig geholfen werden soll. Unser Wirken soll immer als Hilfe zur Selbsthilfe verstanden werden, denn das Ziel unserer dauerhaften Unterstützung ist, dass sich die Menschen später selbst helfen können. In all unseren Projekten geht es aber auch um Bildung. In unserem indischen Projekt unterstützen wir zum Beispiel die Ausbildung von Krankenschwestern. In Mandini, das ist in Südafrika, fördern wir unter anderem ein Aidswaisenhaus und in Sambodhi auf Sri Lanka wurde eine »lebenspraktische Schule« gegründet, die so in Sri Lanka einmalig ist und Menschen mit unterschiedlichen Behinderungen eine bessere Zukunft ermöglicht. In Ruanda werden behinderten Kindern im Centre Wikwiheba Mwana Essen und Medikamente gezahlt, außerdem finanzieren wir die Gehälter der Betreuerinnen und einer Physiotherapeutin.



Andreas Huber (26) ist Vorsitzender der »INi-tiative GEgen ARmut e.V.« / Foto: Privat

Aber neben der finanziellen Hilfe ist auch die Aufklärung sehr wichtig. Beispielsweise stellt zwar die südafrikanische Regierung kostenlose Aids-Medikamente in den Großstädten zur Verfügung, aber die einstündige Busfahrt in eine größere Stadt können oder wollen sich die Betroffenen nicht leisten, obwohl das dringend lebensnotwendig ist. Allmählich findet aber, dank der Aufklärungsarbeit vor Ort, ein Wandel im Bewusstsein der Kranken statt.

Was macht euch bei der Arbeit besonders stolz?

Es ist immer wieder schön mitzukommen, wenn Einheimische ein Projekt nach und nach selbst tragen können. Vor allem wenn sie dabei ihr Wissen, das sie sich in der durch uns finanzierten Ausbildung aneignen konnten, weitergeben. Aber auch die Einzelschicksale, wenn Kinder die Schule abschließen oder dank eines Studentenfonds durch uns die Möglichkeit erhalten zu studieren, machen einen stolz und glücklich. In Ruanda konnte jetzt auch ein neues Heim gebaut werden, in dem nicht mehr 20 Kinder in einem Raum schlafen mussten, sondern nur noch vier

bis fünf Kinder nach Altersgruppen getrennt in einem Zimmer untergebracht sind. Jede einzelne Hilfe, Spende und jeder Fortschritt zeigt uns, dass unser Engagement wichtig ist. Wir sind aber auch über die Spendenbereitschaft der Leute mehr als erstaunt und überwältigt. Wir konnten nämlich seit 2006 schon circa 150 000 Euro in die Projekte investieren, die durch unsere Benefizveranstaltungen und vor allem auch durch Spenden zusammengekommen sind. Das zeigt uns, wie viel Vertrauen und Achtung uns entgegengebracht wird.

Wie kann man euch näher kennenlernen, mehr über INGEAR erfahren und eventuell spenden?

Am besten kontaktiert man uns per E-Mail. Wir laden dann die Interessenten zu einem angenehmen Kennenlernetreffen sowie zu unseren Sitzungen ein, die im Vorfeld von Events stattfinden. Dazu ist jeder herzlich eingeladen. Wir suchen nämlich händeringend nach neuen Mitgliedern, denn viele aktive Beteiligte können aufgrund ihres beendeten Studiums nicht mehr in dem gleichen Maße mithelfen. Unsere Projekte brauchen auch weiterhin unsere Unterstützung. Wir konnten zwar schon neue aktive Mitglieder dazugewinnen, aber nur durch die Arbeit der ehrenamtlichen Helfer kann so ein Verein wie INGEAR funktionieren.

Kann man auch direkt zu einem jeweiligen Projekt ins Ausland, um aktiv mitzuhelfen?

Ja, das ist auch möglich. Wir bieten vier Praktikumsplätze im Jahr an, um sich zu engagieren und internationale Erfahrungen zu sammeln. Es ist uns aber wichtig, dass wir keine Arbeitsplätze wegnehmen, sondern wir ermöglichen es anderen jungen Menschen, in enger Absprache mit unseren Projektleitern, in einem von uns betreuten Projekt mitzuarbeiten. In Sri Lanka können junge Menschen im sonderpädagogischen Bereich ein Praktikum absolvieren. In Indien sind die Plätze für Krankenschwestern, Mediziner und Pädagogen vorgesehen. Alle Praktikanten geben uns außerdem regelmäßig Rückmeldung über das Projekt, die Umsetzung der Spendengelder oder weiteren Bedarf an finanziellen Mitteln. ☺

Was ist eigentlich INGEAR?

- Die INitiative GEgen ARmut e.V. wurde 2006 von jungen Menschen gegründet und ist auch in Regensburg aktiv.
- Website: www.ingear.de
- Kontakt: Facebook/INGEAR oder regensburg@ingear.de.

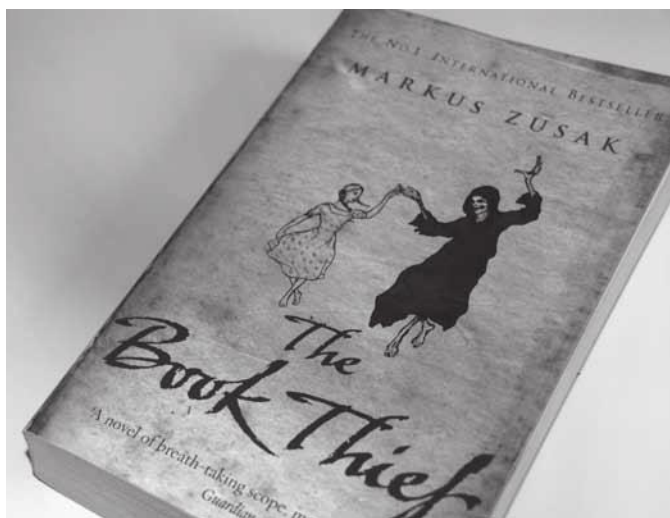
Eine Expertin im Zurückbleiben

TEXT Monika Buchmeier

Tonlose Schreie

TEXT Marlene Fleißig

Foto: Katharina Brunner



Zu Zeiten des Dritten Reichs: Das Land hält den Atem an. »Der Tod war nie beschäftigt.« Trotzdem erzählt der Tod, der die Seelen der Menschen sammelt, in »Die Bücherdiebin« von Markus Zusak eine Geschichte: von der neunjährigen Liesel Meminger, von einem jüdischen Faustkämpfer, einem Akkordeonspieler und sehr vielen Diebstählen.

Nachdem ihre Eltern von den Nazis in ein Konzentrationslager geschafft wurden, findet sich Liesel bei Pflegeeltern, Rosa und Hans Hubermann, in der Himmelstraße in einem Vorort von München wieder. Sie wird von Alpträumen vom Tod ihres kleinen Bruders, den sie miterlebt hat, verfolgt und findet vor allem in zwei Dingen Trost: ihrem Pflegevater Hans, der ihr das Lesen beibringt, und dem Stehlen von Büchern. Liesel stiehlt von überall, aus dem Haus des Bürgermeisters ebenso wie aus den großen Bücherhaufen, die die Nazis verbrennen. Eines Tages wird Hans Hubermann von einem alten Bekannten kontaktiert: Max Vandenburg, dessen Vater ihm im Ersten Weltkrieg das Leben gerettet hat und der nun aufgrund seines jüdischen Glaubens gesucht wird. Die Hubermanns verstecken Max von diesem Tag an in ihrem Keller, wo er und Liesel sich schnell anfreunden. Beide teilen schreckliche Alpträume und die Angst vor der Zukunft, vor Max' Entdeckung, vor dem Krieg, sind sich bei vielen Gelegenheiten eine gegenseitige Stütze – bis die Bomben fallen, die Nazis immer näher rücken und Max verschwindet. Während der ganzen Zeit schreibt Liesel ihre Erlebnisse in ein kleines Buch, das schließlich durch Zufall dem Tod in die Hände fällt, so dass dieser ihre Geschichte erzählen muss.

Schon wieder ein Buch über den Zweiten Weltkrieg? Die »Bücherdiebin« ist viel mehr als das, sie ist eine Erzählung über das Leben, den Tod, die Freundschaft und die Liebe. »Die Geschichte von einer beständig Überlebenden. Einer Expertin im Zurückbleiben«, so selbst der Tod. Zusak verspinnt Handlungsebenen, wie nur wenige andere Schriftsteller der Gegenwart, rührt zu Tränen und bringt zum Lachen – alles in allem ein großes Buch.

Markus Zusak: Die Bücherdiebin (The Book Thief), Blanvalet Verlag, 2. Auflage 2008, 592 Seiten, Taschenbuch, 9,95 Euro.

An sich ist die Geschichte schnell erzählt. Mann liebt Frau, Frau liebt anderen Mann. Anderer Mann und Frau brennen durch, Mann tötet Mann. An der Handlung von Federico Garcia Lorcas »Bluthochzeit« ist auf den ersten Blick nichts Originelles zu erkennen. Die Inszenierung, die Anfang Dezember von der Theatergruppe des deutschen Gehörlosenverbands im Studententheater gezeigt wurde, ist jedoch alles andere als konventionell. Die Schauspieler, die in ihrem Hörvermögen eingeschränkt sind, erzählen die Geschichte von Liebe, Lust und Eifersucht im Andalusien der Dreißiger mit ihren Händen, ihren Körpern, ihren Gesichtern.

Zum Schreien braucht man keine Stimme, wie die in der Vergangenheit verhaftete Mutter des zukünftigen Bräutigams zeigt: Mit so viel Zorn im Gesicht berichtet sie von den Bluttaten in ihrer Familie, dass man als Hörender – definitiv die Unterzahl der Anwesenden im vollen Studententheater – bedauern muss, dass durch die Simultanübersetzung aus dem Off einiges verloren geht. Die Körpersprache, die durch den vollen Einsatz der Hände nur an Ausdruck gewinnen kann, macht vieles aber wett. So fokussiert aufs Optische, meint man auch einen Wechsel in der Gestik zu erkennen, wenn die Schauspieler Lorcas Lieder darstellen. Alles scheint zu fließen, das Schlaflied für das Kleinkind lässt nicht nur die Mimik weicher werden.

Diese Harmonie wird in Lorcas Tragödie schnell durchbrochen. Das Ensemble, das mit seinem Stück unter der Regie von Elisabeth Pinilla Isabela im März noch in Bielefeld gastieren wird, steuert auf den Höhepunkt zu: Die Braut, die sich aus Vernunft einen wohlhabenden Bräutigam erwählt hat, flieht mit dem verheirateten Leonardo, der im spanischen Stierkämpfer-Kostüm auftritt, von ihrer eigenen Hochzeit. Filmische Elemente brechen die Handlungseinheit auf – was nach zweieinhalb Stunden Spielzeit schier nötig ist. Jetzt beginnt eine Verfolgungsjagd, das Paar flieht vor dem gehörnten Bräutigam. Und wo die Liebenden gerade auf ein Happy End zusteuern, kommt der Braut ihr Gewissen in die Quere. Das große Finale ist ein Duell zwischen den Männern, um die Braut und um die Ehre. Und dann? Dann ist da nur die Gewissheit, dass die Blutrache über Generationen und Generationen hinweg nur zu Leid führen kann.

Für eine gelungene Aufführung will man sich bedanken, nur wie? Klatschen ist eher nicht angesagt, auch wenn einige im Publikum ganz unkompliziert die Hände zusammenschlagen. Wer sich das Stück in Bielefeld am 3. März 2012 ansehen oder vielleicht auf der nächsten Tournee dieses Ensembles dabei sein will, der kann wie ein Profi auftreten, wenn er das Gehörlosen-Klatschen einübt: beide Hände auf Ohrenhöhe heben und, als würde man gleichzeitig zwei Glühbirnen eindrehen, wedeln.

Regensburg hat viele schöne Plätze zu bieten. Die malerischen Gassen der Altstadt, die im Sommer das Flair Italiens versprühen, die vielen Wege, die an der Donau entlang führen und die Brücken, von denen man einen wunderschönen Blick auf die Stadt genießt. Und nicht zu vergessen: die Wahrzeichen, die Regensburg auszeichnen, wie den Dom oder die Steinerne Brücke.

All jene Plätze sind allgemein bekannt, doch bei der Suche nach einem Lieblingsplatz fällt wohl den wenigsten ein Ort an der Uni ein.

Sicherlich, auf den ersten Blick besticht die Uni nicht gerade durch ihre Optik. Einige Gebäudeteile sind in die Jahre gekommen und das Grau des Sichtbetons wirkt nicht immer einladend. Doch wenn man sich etwas umsieht, dann findet man hinter der zunächst unscheinbaren Fassade einige Plätze, die durch ihren Charme überzeugen.

An sonnigen Tagen besticht vor allem die Terrasse über den Hörsälen 5, 6, 7, 8, 9, die vom Wirtschafts- zum PT-Gebäude führt, durch seine Atmosphäre. Auf den ersten Blick ist hier natürlich auch nur viel Beton zu sehen, aber diese Architektur kann bei dem ein oder anderen auch Nostalgie hervorrufen. Doch sind es vor allem die praktischen Qualitäten, die diesen Platz auszeichnen. Gerade im Sommer, bei Sonnenschein, will man sich ungern in einen Lesesaal setzen, doch an den meisten Orten im Freien ist es zu laut, um dort zu lernen oder ein Referat vorzubereiten. Da diese Terrasse aber etwas verwinkelt liegt, bietet sie genügend Ruhe und durch einige Tische und Stühle auch einen geeigneten Platz zum Arbeiten. Auch für den nötigen Schatten, um einen kühlen Kopf zu bewahren, ist durch die kleine Überdachung des angrenzenden Gebäudes gesorgt. Das ist jedoch nur ein Teil der Terrasse: Außerdem befinden sich dort zwei halbrunde Holzbänke, die dazu einladen, sich in die Sonne zu legen oder den Blick über einen Teil des Campus schweifen zu lassen, denn da die Terrasse etwas erhöht liegt, hat man von hier auch einen schönen Ausblick.

Mit Sicherheit ist das nicht der einzige etwas versteckte Platz auf dem großen Campus. Es gibt noch viele schöne Fleckchen zu entdecken. Also haltet die Augen offen und blickt hinter die Fassade des Sechzigerjahre-Betonklotzes und findet euren persönlichen besonderen Ort an der Uni!



Foto: Christian Basti

Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung des Herausgebers wieder. Die »Lautschrift« stellt ihrem Selbstverständnis nach eine offene Plattform für alle Studierenden der Universität Regensburg dar und will einen Beitrag zur »Förderung der geistigen, musischen und sportlichen Interessen der Studierenden« (Art. 52 Abs. 4 BayHschG) leisten.

Wir bedanken uns bei allen, die durch ihr Engagement diese Ausgabe ermöglicht haben und das Projekt »Lautschrift« unterstützt haben.

Dankagung

Unser neuer Internetauftritt!



*Alle Artikel zum Nachlesen, das Magazin zum
Downloaden und aktuelle Themen jetzt auf:*

www.lautschrift.org

Die Lautschrift auch auf Facebook: Gefällt mir!



**Jetzt 2 x in
Regensburg**

Barauszahlung!

Wir (ver)kaufen gebraucht & neu:

Handy

Apple, HTC, Samsung, LG, Nokia



Digi & Videocam

ab 6 MP und 3-fach optischen Zoom



Spielkonsolen

X-Box 360, Playstation 2 & 3 & Wii



Tablet PC & iPad



Laptop & Netbook

ab Pentium 4



LCD & Plasma TV



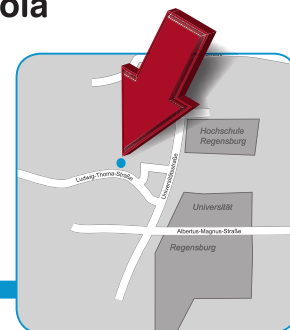
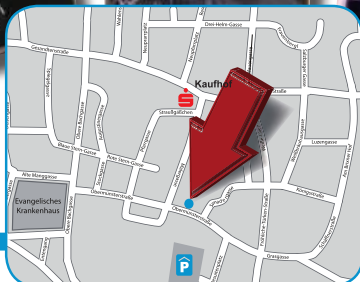
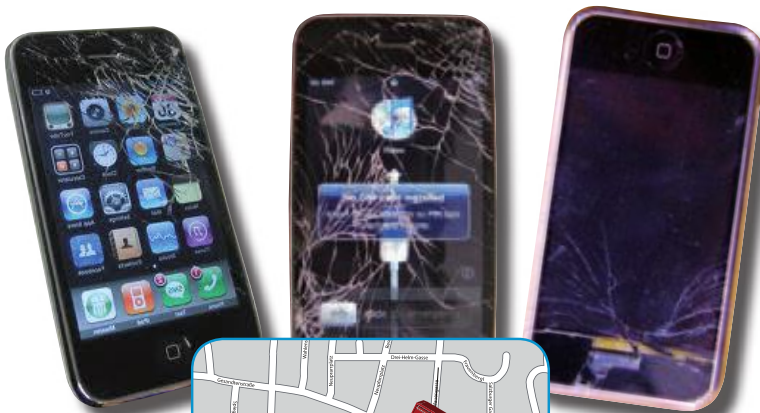
Display gebrochen?

Handy defekt?

Wir reparieren es !

**Reparatur
folgender Marken:**

- iPhone
- HTC
- Blackberry
- Nokia
- Samsung
- Sony Ericsson
- Motorola



phonegallery in der Altstadt
Obermünsterstr. 11 - 93047 Regensburg
Tel. 0941 5988214 - info@phonegallery.de

phonegallery an der Uni
Ludwig-Thoma-Str. 43 - 93051 Regensburg
Tel. 0941 38160678 - uni@phonegallery.de